Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Band: 141 (1963)

Artikel: Basler Armeeführer vom Sonderbundskrieg bis zum zweiten Weltkrieg

Autor: Vögelin, Hans Adolf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1006917

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Basler Armeeführer vom Sonderbundskrieg bis zum zweiten Weltkrieg

von Hans Adolf Vögelin

141. Neujahrsblatt
Herausgegeben von der Gesellschaft zur Beförderung
des Guten und Gemeinnützigen

In Kommission bei Helbing & Lichtenhahn, Basel 1963

Hans Adolf Vögelin
Basler Armeeführer vom Sonderbundskrieg bis zum zweiten Weltkrieg

Basler Armeeführer vom Sonderbundskrieg bis zum zweiten Weltkrieg

von Hans Adolf Vögelin

141. Neujahrsblatt
Herausgegeben von der Gesellschaft zur Beförderung
des Guten und Gemeinnützigen

In Kommission bei Helbing & Lichtenhahn, Basel 1963

Die Abbildungen stammen mit einer Ausnahme aus Sammlungen
der Universitätsbibliothek Basel.
Das Bild des Oberstkorpskommandanten Heinrich Iselin
wurde von den Angehörigen zur Verfügung gestellt, was herzlich verdankt sei.

© Copyright 1963 by Helbing & Lichtenhahn, Verlag, Basel
Druck: Gasser & Cie AG, Basel

Inhaltsverzeichnis

Einleitung 7

Besonders erwähnte Brigadekommandanten:
Oberst Samuel Bachofen 9
Oberst Karl Von der Mühll 10
Oberst Paul Ronus 10
Oberst Heinrich Heußer 11

Biographien

1. Johannes Burckhardt, eidg. Oberst (Divisionskommandant) . . . 14
2. Hans Wieland-Bischoff, eidg. Oberst (Chef des Personellen) . . . 25
3. Rudolf Paravicini-Vischer, eidg. Oberst (Generalstabchef 1870/71) . 34
4. Rudolf Merian-Iselin, eidg. Oberst (Divisionskommandant) 44
5. Heinrich Wieland, Oberstkorpskommandant 55
6. Dr. iur. Isaak Iselin-Sarasin, Oberstkorpskommandant 64
7. Karl Köchlin-Iselin, Oberstdivisionär 71
8. Dr. iur. Rudolf Miescher, Oberstkorpskommandant 75
9. Dr. iur. Heinrich Iselin-Weber, Oberstkorpskommandant 82

Literaturverzeichnis 89

Einleitung

Über «Basler in fremden Diensten» schrieb Dr. August Burckhardt im 95. Neujahrsblatt von 1917. Der vorliegende Jahrgang möchte nun einen Einblick in die Mitarbeit von Baslern am Aufbau der schweizerischen Armee vermitteln. Wenn hier nur die neun höchsten Offiziere eingehender gewürdigt werden können, so heißt das nicht, daß sie die einzigen gewesen sind, die sich um unser Heerwesen verdient gemacht haben. Es sei deshalb ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die militärische Fachliteratur die Verdienste vieler weiterer Basler Offiziere festgehalten hat. Anderseits liegen aber auch keine Gründe vor, bei unsern neun Spitzenoffizieren eine Auswahl zu treffen, denn sie sind alle durch ganz bestimmte Qualitäten aufgefallen, und alle Namen hatten in der Armee einen guten Klang. Nur in ihrer Heimatstadt sind sie nicht immer so gut weggekommen.

Eine derartige Zusammenstellung birgt die Gefahr in sich, daß der Leser sofort die neun Persönlichkeiten zu vergleichen sucht und den Besten und den Schlechtesten herauszufinden trachtet. Gerade das sollte er aber nicht tun. Wir können unmöglich die beiden Kommandanten mit Solddiensterfahrung und Kriegsverwundungen neben die politischen Obersten stellen, wie sie für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts typisch sind, und wir dürfen die Berufsoffiziere, zu welchem Stand die höchsten Kommandanten erst seit dem Jahre 1912 verpflichtet sind, wiederum nicht mit der gleichen Elle messen wie ihre Vorgänger. Wir müssen also jeden unserer Armeeführer als Vertreter seiner Zeit betrachten. Auf diese Weise erhalten wir auch einen reizvollen Überblick über die Entwicklungsgeschichte unserer Armee.

Ebenso groß wie die Verschiedenheit der einzelnen Kommandanten ist diejenige der Armee, in der sie kommandierten. Wohl gibt es strategische und taktische Wahrheiten, die über Jahrhunderte Geltung haben. Clausewitz ist denn auch von allen neun Baslern studiert worden. Die Waffenkenntnis hingegen bot bis zum ersten Weltkrieg keine Schwierigkeiten, während sie sich nachher zu einem zeitraubenden und hohe technische und mathematische Kenntnisse fordernden Studium ausweitete. Solange das Pferd das schnellste Beförderungsmittel war, konnten selbst größte Truppenteile ohne langwierige Berechnungen manövriert werden; mit der zunehmenden Motorisierung wurden die verschiedenen Geschwindigkeiten der einzelnen

Fortbewegungsmittel bereits zu einem schwierigen Problem. Das sind nur zwei Beispiele aus einer langen Reihe.

* * *

Es ist im folgenden von denjenigen Basler Offizieren die Rede, die heute den Rang eines Oberstdivisionärs oder Oberstkorpskommandanten bekleiden würden, wobei zu bemerken ist, daß im mündlichen Verkehr seit etwa fünf Jahren der Ausdruck «Oberst» weggelassen wird. In früheren Zeiten verhielt es sich jedoch gerade umgekehrt. Der Oberst war die höchste Würde, die man in der schweizerischen Armee erlangen konnte. In den ersten Jahrzehnten des Bundesstaates war das Bataillon dem «Commandanten» anvertraut; die Stabsoffiziere mußten sich mit dem Titel «Major» begnügen. Das Regiment wurde vom Oberstleutnant kommandiert, und der Oberst führte die Brigade.

Divisionskommandanten wurden nur für große Truppenzusammenzüge (Manöver) ernannt. Auf den Bildern aus der Grenzbesetzungszeit von 1870/71 fallen sie durch einen weißen Federbusch an ihrer Kopfbedeckung auf; General Herzog hat sich übrigens mit dieser Auszeichnung begnügt. Erst durch die Militärverfassung von 1874 rückte der Divisionskommandant in den Mittelpunkt der Armeeleitung. Vergeblich versuchten die Divisionäre, einen neuen Grad und angemessenere Kompetenzen zu erhalten; sie mußten Oberst bleiben und sich mit dem Federbusch zufrieden geben. Das ist für uns deshalb wichtig, weil gerade der Basler Divisionskommandant aus Protest dagegen sein Kommando niederlegte.

Eine Einteilung in Armeekorps erfolgte erstmals im Jahre 1891. Auch diese Kommandanten blieben Oberst, erhielten aber zum Federbusch noch eine rot-weiße Schärpe anstelle des ledernen Ceinturons. Erst mit der Einführung der feldgrauen Uniform während des ersten Weltkrieges wurden die Divisionäre und Korpskommandanten durch besondere Abzeichen gekennzeichnet; der Brigadier mußte sogar bis 1942 warten.

Damit ist die Schweiz bekanntlich ganz eigene Wege gegangen, denn in allen andern Staaten stehen sämtliche Offiziere, die mehr als ein Regiment unter ihrem Kommando haben, im Generalsrang. Unserem Brigadier entspricht ein Generalmajor oder Brigadegeneral, dem Divisionär ein Generalleutnant oder Divisionsgeneral und dem Korpskommandanten ein Generaloberst oder Armeegeneral. Unserem General entspräche dann ein Feldmarschall. Nur die U.S.A. nennen ihre Generäle nach der Anzahl Sterne, die sie tragen. Die gegenwärtige Schweizeruniform scheint von diesem System beeinflußt worden zu sein.

Leider haben die Historiker die Frage noch nicht untersucht, weshalb die Schweizer, welche doch auf jeden ihrer Söhne, die es im Ausland zum

General gebracht haben, recht stolz sind, in der Heimat keine Generäle wollen. Die Antwort, es sei dies einfach demokratische Bescheidenheit, vermag nicht zu befriedigen. Es muß auch eine gewisse Furcht der politischen Parteien mitspielen, von einer starken Armeeleitung eingeengt oder behindert zu werden.

* * *

Da die Brigadekommandanten im Ausland bereits im Generalsrang stehen, ist es eigentlich nicht ganz richtig, wenn sie hier nicht ebenso ausführlich zur Geltung kommen wie die übrigen Armeeführer. Wir müßten dann jedoch mehr als fünfundzwanzig weitere Offiziere in unsern Überblick aufnehmen, und dies würde den Rahmen eines Neujahrsblattes ganz einfach sprengen. Außerdem ist nicht jedem Brigadier jene Verantwortung überbunden worden, die einem General normalerweise zukommt.

Die Brigade gehört nämlich zu den uneinheitlichsten Formationen, die es in unserer Armee je gegeben hat. Sie änderte ihren Charakter zum erstenmal, als die Regimenter ein drittes Bataillon zugeteilt erhielten und der Regimentskommandant vom Oberstleutnant zum Obersten befördert wurde. Der Zustand, daß ein Oberst über Offiziere im gleichen Rang kommandiert, ist in den kurz vor dem zweiten Weltkrieg geschaffenen Grenzbrigaden erst auf den 1. Januar 1962 beseitigt worden, und zwar durch die Beförderung des Brigadekommandanten. Zeitweilig gab es Artillerie- und Kavalleriebrigaden, die wohl sehr selbständig waren, die aber im Ernstfall wegen der schwachen Bestände nur eine untergeordnete Rolle hätten spielen können. Anderseits brachte man besonders in Manövern jene Brigaden, welche die Rolle des Angreifers oder Verteidigers zu übernehmen hatten, durch Zuteilungen auf Divisionsstärke, so daß ihre Kommandanten die Bürde ohne die ihnen zukommende Würde tragen mußten. Erwähnenswert scheint uns noch die durch die Truppenordnung von 1938 geschaffene Doppelspurigkeit der selbständigen Gebirgsbrigaden unter einem Oberstbrigadier und der Grenzbrigaden unter einem Obersten. In den meisten dieser vielen Brigadearten sind auch Basler Offiziere als Kommandanten anzutreffen.

Immerhin sollen hier die Namen derjenigen Brigadekommandanten stehen, von denen wir wissen, daß ihnen eine Division zugeteilt worden wäre, wenn sie sich zur Annahme dieses Kommandopostens hätten entschließen können. Es muß allerdings angenommen werden, daß unsere Zusammenstellung unvollständig ist.

Oberst *Samuel Bachofen* (1806–89) lehnte dieses Angebot mit der überaus ehrlichen Begründung ab, eine Brigade könne er führen, eine Division zu führen getraue er sich nicht. Wenn es in Basel je einen populären Obersten

gegeben hat, so ist es Samuel Bachofen gewesen. Sein Aufstieg vom Metzgerburschen zum Großrat und angesehenen hohen Offizier war auch in unserer Stadt nichts Alltägliches. Besonders bekannt wurde er als Nahkampfspezialist und Besucher von Kriegsschauplätzen. Im Januar 1864 reiste er, nachdem seine Bittschrift an den Vorsteher des eidgenössischen Militärdepartementes um einen Beitrag an die Reisespesen positiv beantwortet worden war, nach Schleswig-Holstein und verfolgte dort den Vormarsch der Preußen gegen Dänemark. Seine Kühnheit wurde bei der preußischen Heeresleitung speziell vermerkt. Der lesenswerte Rechenschaftsbericht an den Bundesrat ist 1921 in der Schweiz. Vierteljahresschrift für Kriegswissenschaft erschienen. 1866 weilte er auf eigene Faust in Böhmen.

Als Brigadekommandant fiel er schon deswegen überall auf, weil er seine Einheiten stets mit aufgepflanztem Bajonett marschieren ließ. Ein weiteres, bei jung und alt beliebtes Schauspiel konnte er, laut Basler Jahrbuch, seiner Heimatstadt bieten, solange Basel mit Soldaten der Bourbakiarmee belegt war. Höchst persönlich, hoch zu Roß, in Galauniform und mit gezogenem Säbel führte er die Internierten täglich in die Langen Erlen zum Erholungsspaziergang.

Die beiden andern Basler Brigadekommandanten, denen man nach verschiedenen Berichten gerne eine Division anvertraut hätte, fielen durch ihre überlegene Führung im und nach dem ersten Weltkrieg auf. Sie waren ausgezeichnete Juristen und konnten sich offensichtlich nicht entschließen, den ihnen liebgewordenen Beruf an den Nagel zu hängen. Daß Milizoffiziere, die erst als Divisionskommandanten in den Bundesdienst treten, keine Pension oder Rente erhalten, mochte zum negativen Entscheid beitragen.

Dr. iur. *Karl Von der Mühll* (1879–1936) machte sich im ganzen Lande einen Namen, als er kurz nach dem ersten Weltkrieg die Chefredaktion der Allgemeinen Schweizerischen Militär-Zeitung übernahm. Er schrieb in den neun Jahren seiner Redaktionstätigkeit keine langen Abhandlungen. Seine scharfsinnigen, meist pessimistischen Kommentare erfüllten jedoch eine wichtige Mission. Er war damals ziemlich der einzige, der es wagte, einerseits die antimilitaristischen Behauptungen zu entkräften und anderseits darauf hinzuweisen, daß der überhandnehmende Dilettantismus des Offizierskorps, den man, wie er klagte, mit unnötigem Papierkrieg zu verdecken trachte, die Armee in den Abgrund führe. Die Frucht seiner Aussaat erlebte er leider nicht mehr, er starb kurze Zeit vor den denkwürdigen Tagen der Wehranleihe.

Dr. iur. *Paul Ronus* (1883–1941) zählte in Basel wohl vor allen andern zu den markantesten Großräten seiner Zeit. Er erhielt 1935 den ehrenvollen Auftrag, in den Manövern mit seiner verstärkten Brigade 11 gegen den im

In- und Ausland bekannten Militärfachmann Oberstdivisionär Bircher anzutreten. Obschon er diese Prüfung mit Auszeichnung bestand, wagte er dann den Schritt zum Berufsoffizier nicht mehr. Ein gleichartiger Auftrag ist nur noch Oberstbrigadier Von der Mühll erteilt worden, der 1931 die Division Miescher anzugreifen hatte.

Mit der Truppenordnung von 1938 fiel dann die Einteilung der Division in Infanteriebrigaden weg und die Regimentskommandanten konnten direkt zum Divisionär befördert werden.

Schließlich sei noch eines Brigadekommandanten gedacht, der sich als Militärschriftsteller besondere Verdienste erworben hat. *Heinrich Heußer* (1865–1921) ist zwar kein gebürtiger Basler. Er verbrachte seine Jugendjahre auf einem Bauernhof in seiner Heimatgemeinde Hinwil. 1884 wurde er von der Taubstummenanstalt Riehen als Lehrer angestellt und später mit deren Leitung betraut. Seine mit –ss– unterzeichneten Artikel und Rezensionen, die über viele Jahre hinweg regelmäßig in der «Schweizerischen Monatsschrift für Offiziere aller Waffen» und später in der «Allgemeinen Schweizerischen Militär-Zeitung» zu finden sind, gehören zum Besten, was in diesen beiden Blättern steht. Mittelpunkt ist stets der Soldat, der einerseits das Äußerste hergeben muß und nie versagen darf, anderseits aber auch nicht das Opfer ungenügender Kenntnisse oder der größeren Schlauheit des Feindes werden soll. Heußer kennt die Soldatenseele erstaunlich genau und läßt daneben ganz unaufdringlich durchblicken, daß er auch von der höhern Führung recht viel versteht. Während des Weltkrieges ist er über die neuesten technischen und taktischen Probleme stets im Bilde und zieht immer auch Lehren für die eigene Armee.

Rückblickend muß man es bedauern, daß seine Stimme nur bis zu den Offizieren drang. Er wollte nämlich das gleiche, was im zweiten Weltkrieg der Kommandant des Basler Regimentes 22, Oberst Oskar Frey, mit seinen Vorträgen und Zeitungsartikeln viel erfolgreicher an die Hand nehmen konnte. Allerdings war die Gefahr im ersten Weltkrieg weiter weg, und die Ohren mochten denn auch für derartige Botschaften eher taub bleiben. Oberstbrigadier Heußer wurde 1919 Zentralpräsident der Schweizerischen Offiziersgesellschaft.

* * *

Kehren wir nun zu unsern neun höchsten Kommandanten zurück:

Es ist sicher nicht ohne weiteres selbstverständlich, daß wir in dieser langen Zeitspanne auf kein einziges Dokument stoßen, das darauf hinweisen würde, die Basler Regierung habe sich in Bern für die Wahl eines bestimmten Kandidaten eingesetzt. Wir dürfen also den für unsere Offiziere erfreulichen Schluß ziehen, daß bei der Ernennung die persönliche Fähigkeit den Aus-

schlag gegeben hat. Diese Feststellung kann noch untermauert werden, wenn wir dem Volksmund Glauben schenken, der da sagt, man nehme in Bern keinen Basler, wenn ein anderer es auch machen könne.

Wer auf dieses Lob hin aber glaubt, die Basler Armeeführer seien, wie das in vielen Kantonen der Fall ist, Gegenstand besonderer Verehrung durch Volk und Behörden gewesen, täuscht sich. Es wäre der Stadt Basel zum Beispiel nie eingefallen, einem unserer Kommandanten eine Straße zu widmen oder gar ein Denkmal zu errichten. Der Wielandplatz erinnert ja nicht bloß an unsere beiden Obersten, und wenn Isaak Iselin keine eigene Straße hat, so ist der Grund nicht darin zu suchen, daß es einen berühmten Vorgänger gleichen Namens gibt. Als die Tessiner Offiziere 1864 vorschlugen, Geld für ein Hans-Wieland-Denkmal sammeln zu lassen, gaben die Basler Offiziere nach langem Schweigen bekannt, man werde ein Brustbild vervielfältigen lassen. Auch die Kirche hielt es nie für nötig, zu vermerken, daß mehrere höchste Offiziere ihr Organisationstalent jahrzehntelang den verschiedensten kirchlichen Organisationen zur Verfügung gestellt hatten.

Mochten sie nun ihr Kommando über den Instruktionsweg erworben haben, als geschickte Kämpfer im Ratssaal entdeckt worden sein oder direkt aus dem Wirtschaftsleben kommen: immer tat sich ein gewisser Graben auf, immer befanden sie sich in einer gewissen Einsamkeit.

Für ihre Tätigkeit war dieses Alleinsein ein idealer Boden. Sie waren niemandem zu Dank verpflichtet und hatten keine Schulden in der Form von Konzessionen zu tilgen. Wenn in der Militärliteratur immer wieder ihre Unabhängigkeit im Entschluß und ihre Selbständigkeit betont wird, so ist das wohl auch auf die innere Freiheit zurückzuführen, mit der sie auf ihrem Posten standen.

Für ihre Person hingegen brachte diese Trennung Nachteile. Da sie alle die Ansicht vertraten, das Vorbild des Chefs sei für die Führung entscheidend, und vieles bereits unterließen, was dem Durchschnittsbürger noch erlaubt scheint, traf sie, so groß die Verehrung im Dienste auch sein mochte, zuhause der Spott. Manchmal war es gesunder Basler Witz, mehrmals aber mußten sie auch Demütigungen hinnehmen, die ihnen an andern Orten ganz sicher erspart geblieben wären. Die Frage, ob ihre Vorbildtheorie richtig gewesen ist, muß hier schon deshalb nicht diskutiert werden, weil sie damit bei der Truppe alle vollen Erfolg hatten.

Die andere Frage, jene nach der Bewährung im Ernstfall, braucht hier glücklicherweise ebenfalls nicht besprochen zu werden. Die beiden Basler in fremden Diensten haben sich mustergültig verhalten, und diejenigen, welche ihr Kommando während einer Mobilisationsperiode innehatten, durften auf das volle Vertrauen ihres Generals zählen.

Wenden wir uns schließlich noch den persönlichen Verhältnissen der Kommandanten zu. Da mag einmal auffallen, daß nur Johannes Burckhardt und die beiden Brüder Wieland aus einer Familie stammen, die mit dem Offiziersberuf enger verbunden war. Sie sind auch die einzigen, welche die Karriere des Berufsoffiziers einschlugen. Dies ist für die Handelsstadt Basel wohl weniger erstaunlich als die Tatsache, daß der Basler Kaufmann sich überhaupt für ein höchstes Kommando zur Verfügung stellte, allerdings nur, solange er auf seinen zivilen Beruf nicht ganz verzichten mußte. Nach der durchaus begründeten, aber einschneidenden Bestimmung von 1912, die den höchsten Kommandanten die Beibehaltung eines Berufes verbot, konnten sich nur noch zwei Basler zur Annahme eines solchen Postens entschließen. Sie waren keine Kaufleute mehr, sondern Juristen mit ganz spezieller Begabung für Organisationsfragen. In der Armeeleitung standen sie mit ihrem zivilen Vorleben fast allein da, und man darf es wohl als besonderes Kompliment werten, daß sie von ihren im Instruktionsdienst groß gewordenen Kollegen ernst genommen und vielfach auch sehr geschätzt wurden.

Ob sie die letzten Basler Milizoffiziere mit einem obersten Kommando sind, wird sich später zeigen. Die Meinungen über den Wert dieser Aufstiegsmöglichkeit gehen gerade heute weit auseinander. Die entscheidende Frage ist natürlich die, ob sich Milizoffiziere in Zukunft noch zur Verfügung stellen.

Im Zeitalter der Statistiken seien noch folgende Einzelheiten festgehalten. Von unsern neun Armeeführern saßen sieben im Basler Großen Rat, zwei im Kleinen Rat und zwei im Regierungsrat. Drei wurden in den Nationalrat entsandt. Ob und wann die militärische Beförderung einen Rücktritt aus der Politik erforderte, wird dann bei den einzelnen Kommandanten geschildert werden. Fünf hörten Universitätsvorlesungen an, und drei schlossen ihre Studien mit dem juristischen Doktorexamen ab. Drei blieben ledig und sechs waren verheiratet; die vier Familienväter gehörten bezeichnenderweise dem Stande der Milizoffiziere an. Einer starb im Alter von 39 Jahren, zwei kürzere Zeit vor dem sechzigsten Altersjahr; nur vier erreichten ein Alter von über siebzig Jahren. Zwei Drittel gingen aus der Infanterie hervor, einer stammte aus der Artillerie, einer aus der Kavallerie, und einer begann seine Laufbahn als Stabsleutnant in eidgenössischen Diensten.

Damit können wir zur Besprechung der einzelnen Kommandanten übergehen, die in der ganzen Schweiz als echte Basler gegolten haben, ausgenommen bei vielen ihrer Mitbürger.

BIOGRAPHIEN

1. Johannes Burckhardt, eidg. Oberst

(6. 10. 1798 – 21. 5. 1855)
Kommandant der II. Armeedivision im Sonderbundskrieg

Wir haben heute Mühe, uns in die mauerumschlossene Stadt Basel zurückzuversetzen, in der es eine kleine kantonale Berufsarmee gab, wo unser erster, aus dem Fremdendienst zurückgekehrter Kommandant auch dann noch sein tägliches Brot verdienen mußte, als er bereits einen der höchsten Posten in der eidgenössischen Armee bekleidete. Wir können uns im ersten Augenblick auch nicht leicht vorstellen, wie es möglich war, daß noch im letzten Jahrhundert in unserem Lande Bürgerkriege ausgefochten wurden; doch sind gerade die Trennung von Baselstadt und Baselland sowie der Sonderbundskrieg Marksteine im Leben des ersten Basler Divisionskommandanten. Sein Lebenslauf wird nur dann verständlich, wenn man sich mit seiner Zeit ein bißchen vertraut macht.

Johannes Burckhardt erbte die Neigung zum Militär wohl von seinem Großvater, Oberst Johann Rudolf Burckhardt (1750–1813), dem Erbauer des Hauses «Zum Kirschgarten». Dieser war 1796 des Verrates an Frankreich angeklagt worden, floh dann in antinapoleonische Dienste und ließ sich nach seiner Rückkehr in die Schweiz nicht mehr in Basel blicken. Wenn Johannes seinen Großvater besuchen wollte, mußte er auf die «Erndthalde» bei Gelterkinden gehen. Den Vater, Johannes Burckhardt, verlor er bereits im Alter von sieben Jahren. Erwähnen wir noch, daß er einen sehr berühmten Onkel hatte; Johann Ludwig Burckhardt, genannt «Scheik Ibrahim», war der jüngste Stiefbruder seines Vaters.

1815, also mit 17 Jahren, finden wir Johannes Burckhardt bereits als Kadetten bei der kantonalen Standestruppe; die Ereignisse um Basel vermittelten einen lehrreichen Anschauungsunterricht über den Beruf, welchen er sich ausgewählt hatte. 1816 trat er in die neu gegründete Schweizergarde in Paris und diente als beliebter und geachteter Instruktor.

Zum großen Erlebnis wurde ihm der spanische Feldzug von 1823, den der französische König zur Rettung des dortigen Thrones auszuführen beschlossen hatte. In raschem Tempo gelangte er mit der Armee des

Generals Bourmont nach Granada und schließlich nach Cadiz. Beim Angriff auf die der Stadt gegenüberliegende Halbinsel Trocadero zog er sich eine ernsthafte Verletzung zu; seine Tapferkeit wurde mit dem Ferdinandsorden belohnt. Der zweijährige anschließende Okkupationsdienst dürfte ihm weniger behagt haben, denn die französischen Truppen mußten machtlos zusehen, mit welch unerhörter Grausamkeit die siegreichen Königlichen sich an den liberalen Verlierern rächten und schadlos hielten. In diese Zeit fiel die Beförderung zum Hauptmann, die letzte in französischen Diensten. Beim Ausbruch der Julirevolution von 1830 befand sich das 8. Garderegiment, in dem er ein Bataillon führte, nicht in der französischen Hauptstadt. Trotz Eilmärschen kam es zu spät und konnte nur noch den Bericht entgegennehmen, die Auflösung der Schweizerregimenter sei eine beschlossene Sache.

Johannes Burckhardt kehrte nach Basel zurück und wurde in der Sitzung des Militärkollegiums vom 4. Februar 1831 zum Kommandanten der Standestruppe gewählt. Das Wahlergebnis war eindeutig, nicht so selbstverständlich hingegen die Wahl als solche, denn er wurde als Hauptmann einem Oberstleutnant und einem Bataillonskommandanten vorgezogen. Bald darauf rückte er schon zum kantonalen Oberstleutnant auf.

Er hatte keine leichte Aufgabe übernommen. Die interkantonal und international zusammengesetzte Truppe war für ihre mangelhafte Disziplin und Dienstauffassung berüchtigt; Desertionen standen häufig auf der Traktandenliste des Militärkollegiums. Zudem verfinsterte sich der politische Horizont zusehends, die Auseinandersetzungen mit der Landschaft nahmen ernsteste Formen an. Bereits im August dieses Jahres erhielt Burckhardt den Befehl, durch eine ausgedehnte Werbeaktion «unverzüglich» für die Bestandesvergrößerung zu sorgen. Im November hatte er die Standestruppe um ein Drittel vermehrt; sie zählte nun dreihundert Mann. Es mochte ihm dabei auffallen, daß die vorgesetzten Behörden ziemlich planlos vorgingen, denn er mußte beim Militärkollegium um Offiziere für die neue Mannschaft betteln, und die oberste Gewalt, der Kleine Rat, brach das Werben wohl aus finanziellen Überlegungen plötzlich ab.

Die Glanzleistung Burckhardts bestand nun darin, daß er diese zusammengewürfelte Masse innert kürzester Zeit zu einem disziplinierten und tauglichen Kampfinstrument gestaltete, welches sich am Katastrophentag von 1833 als einziges bewährte. Bald nach der Niederlage Basels erhielt der Kommandant der Standestruppe dank einer Gesetzesänderung Sitz und Stimme im Militärkollegium. Die «Kollegien» erledigten bis zur Einführung der Departemente unter einem Regierungsrat im Jahre 1875 die Geschäfte der exekutiven Behörde. Der Gedanke, diese Aufgaben einem Gremium

von Fachleuten zu übertragen, hat noch heute etwas Bestechendes; der Nachteil des Kollegiums bestand darin, daß es ganz geringe Kompetenzen besaß, weil die Oberbehörde, der Kleine Rat, alle Probleme noch einmal durchzuberaten pflegte. Burckhardt konnte froh sein, daß diese Besserstellung nicht schon früher beschlossen worden war. Er hätte die Stadt kaum retten können, wäre jedoch als Mitverantwortlicher vielerorts in Ungnade gefallen, was eine eidgenössische Karriere, wie er sie dann erleben durfte, ziemlich sicher verunmöglicht hätte.

Die beiden wichtigsten Aufträge der Standestruppe in den Basler Wirren waren der Zug nach Gelterkinden am 5. und 6. April 1832 und die Teilnahme am Endkampf vom 3. August 1833. Burckhardt hatte sich nicht über die Zweckmäßigkeit dieser Operationen zu äußern; er mußte den ihm erteilten Auftrag möglichst gut ausführen, und das tat er denn auch. Wie streng die Disziplin jetzt gehandhabt wurde, bewies auf dem Rückzug von Gelterkinden ein Unteroffizier, als er einen Soldaten, der sich weigerte zu marschieren, kurzerhand erschoß, ohne deswegen vom Kommandanten getadelt zu werden. Daß es nicht einmal zu einer Besprechung im Militärkollegium kam, dürfte nicht zuletzt auf die mit der neuen Disziplin zusammenhängende Schweigsamkeit der Truppe zurückzuführen sein. Auch in der Ausbildung beschritt Burckhardt einen neuen Weg, er führte das Schießen auf Scheiben ein. Vor jedem Scheibenankauf mußte er übrigens ein Gesuch einreichen, welches mit einem befürwortenden Schreiben des Militärkollegiums an den Kleinen Rat weitergeleitet wurde.

Über den unglücklichen Auszug vom 3. August 1833 liegen verschiedene Untersuchungen vor. Der Standestruppe gelang es bekanntlich, einen Teil der Hülftenschanze zu erobern. Sie zeichnete sich durch rücksichtsloses Draufgängertum aus, das auch angesichts der Verluste an Verwundeten und Toten keineswegs erlahmte. Als Burckhardt durch einen Schuß am rechten Fuß verletzt und vom Kampffeld weggetragen wurde, übernahm Hauptmann Kündig den Oberbefehl, und der Kampf ging weiter. Wäre die Hauptmacht, die kantonale Miliztruppe, nachgerückt, so hätte man in kurzer Zeit vor den Toren Liestals stehen können. In dieser Lage setzte dann jedoch die Flucht ein. Die Angst vor den Landschäftler Truppen war in Basel so groß, daß man sich verpflichtet fühlte, den verwundeten Johannes Burckhardt nach Grenzach in Sicherheit zu bringen.

Es ist begreiflich, daß man nach der Niederlage in Basel größere Sorgen hatte, als glanzvolle Ehrungen für Tapferkeit vorzunehmen. Wenig edel war es hingegen, wenn versucht wurde, auch den Kommandanten der Standestruppe als großen Sündenbock hinzustellen. Vorwürfe, weil er vor dem Ausmarsch ein Faß Branntwein unter seine Soldaten hatte verteilen lassen,

Johannes Burckhardt

brauchte Burckhardt ja nicht tragisch zu nehmen. Schwerer wogen die Stimmen jener, welche behaupteten, die Niederlage sei ein gerechtes Gottesurteil, eine Strafe des Herrn für die Schandtaten der Standestruppe in Pratteln.

In diesem Dorfe war die Stadt erstmals auf Widerstand gestoßen; der Standestruppe als Vorhut fiel die Aufgabe zu, ihn zu brechen. Da aus den Fenstern geschossen wurde, steckten Soldaten ein halbes Dutzend Häuser in Brand. Die Frage nach dem Brandstifter erregte die Gemüter jahrelang; zuerst die schweizerische Tagsatzung, dann das Militärkollegium und schließlich die Historiker, sie alle fahndeten nach dem Schuldigen. Burckhardt konnte an der Sitzung des Militärkollegiums, die dieser Frage gewidmet war, der Verletzung wegen nicht teilnehmen und wurde deshalb beauftragt, einen Bericht abzuliefern. Dieser fiel so aus, wie das Kollegium es gewünscht hatte, so daß die Obrigkeit sämtliche Verdächtigungen, der Kommandant der Standestruppe sei der Schuldige, als «Lügen und Verläumdungen» hinstellen konnte. Eduard Schweizer ist dann in seiner Arbeit auf Grund von Augenzeugenberichten zum Schluß gekommen, Burckhardt habe den Befehl zur Einäscherung der Häuser doch gegeben. Wenn wir gerecht sein wollen, dürfen wir überhaupt nicht von Schuld reden, mag nun Burckhardt den Befehl erteilt haben oder nicht. Das Schießen aus den Häusern ging dem Niederbrennen eindeutig voraus. Wenn die Dorfbevölkerung aktiv am Kampf teilnehmen wollte, mußte sie auch in Kauf nehmen, daß der Gegner die Häuser zu den militärischen Objekten zählen werde. Die Klagen über das Vorgehen der Standestruppe waren wohl eine Folge der rätselhaften Unsicherheit der Stadt Basel, die sich einerseits getraute, einen Kriegszug anzuordnen, anderseits aber nicht vorbereitet und nicht gewillt war, die Konsequenzen dieses Entschlusses auf sich zu nehmen.

Auf eidgenössischen Befehl hin mußte die Standestruppe aufgelöst werden. Die Behörden hatten Mühe, allen Soldaten Zivilkleider zu verschaffen. Doch schon am Tage, als die eidgenössischen Truppen Basel räumten, erhielt Burckhardt vom Militärkollegium den Befehl, mit der Neuorganisation zu beginnen. Ende 1833 waren 150 Mann beisammen, und im Mai 1834 wurde er einstimmig zum Kommandanten gewählt. Kurz vor der Wahl überreichte ihm das Militärkollegium einen Ehrendegen; es war dies die verspätete Ausführung eines nach dem Gelterkindenzuge gefaßten Beschlusses, ihm ein Geschenk im Werte von 8–10 Louisdors zu übergeben. Daß der Degen teurer zu stehen kam, wurde im Kollegium der nun arm gewordenen Stadt mit Wehmut zur Kenntnis genommen. Burckhardt hatte das Kommando bis zum Herbst 1847 inne. Der Grund seines Rücktrittes war nicht etwa der Sonderbundskrieg, sondern seine Wahl zum Chef der

baselstädtischen Infanterie, der Miliztruppe also. Nachfolger wurde übrigens Major Lukas von Mechel, der spätere General in neapolitanischen Diensten.

Burckhardt hatte während der ganzen Dienstzeit bei der Standestruppe, wie das üblich war, in der Kaserne gewohnt. Die sogenannte Blömleinkaserne befand sich auf dem Areal der heutigen Steinenschule. Obschon in den Offizierswohnungen nicht die gleichen menschenunwürdigen Zustände herrschten wie in den Mannschaftsräumen, waren weder Behausung noch nähere Umgebung dazu angetan, beim Bewohner eine besondere Liebe für die Stadt Basel zu wecken. Burckhardt dürfte wohl gewußt haben, daß die vielen Disziplinarfälle nicht zuletzt auch auf die mangelhafte Unterkunft zurückzuführen seien, doch war die Stadt allzu sparsam, als daß sie sich zu größeren Ausgaben hätte entschließen können.

In eidgenössischen Dienst trat Johannes Burckhardt zum ersten Male im Jahre 1838. Wir müssen uns daran erinnern, daß es im Zeitraum von 1815–1848 keine eidgenössischen Truppen, wohl aber eidgenössische Offiziere gab. Während des Louis-Napoleon-Handels also wurde er eidgenössischer Platzkommandant von Basel und erhielt dazu den Grad eines «eidg. Oberstleutnants». Bereits am 7. August des folgenden Jahres wählte ihn die Tagsatzung zum eidgenössischen Obersten im Generalstab und am 11. August 1840 sogar als Suppleanten in den eidgenössischen Kriegsrat, die oberste militärische Behörde des Landes. In den Zeitungen konnte er seine Wahl sofort lesen, offiziell benachrichtigte ihn der eidgenössische Vorort erst durch ein Schreiben vom 10. Oktober.

Zur Annahme der Wahl bedurfte er noch des Einverständnisses der Basler Behörden. «Indem ich hochdieselben hievon in Kenntnis setzen zu sollen glaubte, muß ich es Ihrem weisen Ermessen anheimstellen zu entscheiden, ob diese Stelle, welche mich früher oder später zu regelmäßigen und verlängerten Abwesenheiten veranlassen dürfte, mit der, von mir hier bekleideten, eines Commandanten der Standestruppe, verträglich sey», schrieb er am 19. Oktober in einem Brief an Bürgermeister und Rat. Das Militärkollegium fügte dem Gesuch ein umständliches Gutachten bei, es befürwortete eine Annahme der Wahl, weil Burckhardts Anwesenheit im Kriegsrat «von wohltätigem Einfluß sein könne». Daraufhin gab dann die Regierung ihr Einverständnis. Restlos begeistert schien sie zwar nicht zu sein. Wenn die offizielle Korrespondenz Basels an Burckhardt, die eidgenössische Dinge betraf, von jetzt an mit «Hochwohlgeboren» adressiert wurde, zeugt dies von einer Reserviertheit, die auch in jener Zeit nicht unbedingt erforderlich gewesen wäre.

So stellt sich denn die Frage, wer eigentlich Burckhardt für diesen hohen eidgenössischen Posten vorgeschlagen habe. Der Zürcher Historiker Otto

Weiß gibt in seinem Buch «General Dufour als Heerführer» einen ziemlich aufschlußreichen Hinweis. Dufour wurde nämlich bereits im Jahre 1841, allerdings sehr vertraulich, durch den Vorort Bern um die Übernahme des Oberbefehls im Falle eines Krieges gebeten. Auf der geheimen Liste der Divisionskommandanten, die Dufour aufstellte, stand auch der Name Burckhardts. Eine Empfehlung durch Dufour, ohne dessen Einwilligung ja wenigstens in personeller Hinsicht nicht viel erreicht werden konnte, gewinnt an Glaubwürdigkeit, wenn wir vernehmen, daß die Tagsatzung Burckhardt am 15. Juli 1842 zum Kommandanten der Militärschule in Thun wählte. Dufour, der dieses damals einzige schweizerische Ausbildungszentrum geschaffen hatte, wäre ganz bestimmt mit einem energischen Protest aufgerückt, wenn der Kriegsrat einen ihm nicht ausgesprochen sympathischen Nachfolger hätte vorschlagen wollen.

Diesen einflußreichen Posten konnte Burckhardt dank einem glücklichen Zufall einnehmen; er rückte nach, weil der vorgesehene waadtländische Oberst Bontems die Wahl ausgeschlagen hatte. Sofort nach der Ernennung trat er als Mitglied des Kriegsrates zurück, denn er wollte als Kommandant der Militärschule nicht gleichzeitig in der eigenen Kontrollbehörde sitzen. Er behielt die Leitung, die er bei der Wahl schon interimistisch innegehabt hatte, bis zum Ausbruch des Sonderbundskrieges. Das Jahr 1845 brachte ihm allerdings nicht viel Arbeit, da die Kurse wegen der Freischarenzüge nicht durchgeführt werden konnten. Daß im Jahre 1847 noch Truppen aus beiden politischen Lagern gemeinsam übten, war ein letztes Zeichen schweizerischen Denkens vor dem Sturm. Burckhardt mußte diese Kurse dann aber etwa vierzehn Tage früher abschließen als vorgesehen, da der Luzerner Instruktor Oberst von Elgger, der spätere Generalstabchef der Sonderbundsarmee, täglich größeren Anpöbeleien durch die radikale Thunerbevölkerung ausgesetzt war und die Berner Behörden keinen Finger zu rühren gedachten.

Aus den Jahresberichten des Kommandanten an den Kriegsrat geht hervor, daß Burckhardt die Programme der Instruktoren bis in die Einzelheiten hinein besprach und bedacht war, eine «unité de doctrine» herzustellen. In Thun selbst wirkte er absichtlich im Hintergrund. Im allgemeinen gab es Geniekurse unter dem Genfer Major Louis Aubert, Artilleriekurse unter dem Zürcher Oberstleutnant Ludwig Denzler und Generalstabskurse unter dem erwähnten Franz von Elgger. Über sie alle vernehmen wir nur Gutes; mit dem Kriegsrat hingegen kam es 1846 zu einem Seilziehen, da dieser Inspektoren schickte, die sich einmischen wollten. Der offensichtlich aufgebrachte Burckhardt wies auf das Gesetz hin, wonach er direkt dem Kriegsrat unterstellt sei und keine Befehle von Mittelsmännern entgegen-

zunehmen habe. «Der Unterzeichnete weiß, daß diese Bestimmungen nicht durch Zufall in das Reglement gekommen sind und ist von deren Zweckmäßigkeit zu fest überzeugt...,» als daß die Angelegenheit verschwiegen werden könne, meint er am Schlusse seines Berichtes.

Ein einziges Mal, ebenfalls 1846, mußte er von seiner Strafkompetenz vollen Gebrauch machen. In einem feierlichen Generalbefehl verkündete er der Schule, der Basler Hufschmied Johannes Bohni sei zu zwanzig Tagen Arrest verurteilt worden, weil er Oberstleutnant Denzler in einem Anfall von Tobsucht gröblichst beleidigt habe. Das rund zwanzig Seiten umfassende Protokoll über das Verhör liegt im Basler Staatsarchiv. Nur dank der Großzügigkeit Denzlers wurde Bohni nachher nicht noch der Basler Polizei ausgeliefert. Heiterer zu lesen ist die Bemerkung über das immer mehr überhandnehmende Bestreben der Unteroffiziere, an ihrer Kleidung unreglementarische Verzierungen anzubringen, besonders goldene Granaten und goldene Epauletten.

Gab es im Jahre 1845 auf der Thuner Allmend also keine Arbeit, so brachten die politischen Verhältnisse andere militärische Aufgaben. Am 30. März, dem Tag, bevor die Freischaren zum zweitenmal Luzernerboden betraten, erließ der Vorort Zürich ein eidgenössisches Truppenaufgebot, übrigens viel zu spät und angesichts der schwachen Bestände nutzlos. Zum Oberkommandierenden – man schien den Ausdruck «General» meiden zu wollen – wurde Oberst Donats ernannt und zum Generalstabchef Johannes Burckhardt. Der gerade einen Monat dauernde Feldzug, über den wir nicht einmal in der Presse orientiert werden, beschränkte sich auf eine Besetzung des aargauischen Freiamtes zugunsten der radikalen Kantonsregierung. Am 24. April rügte das Zürcher Blatt «Republikaner», daß Generalstabchef Burckhardt Truppen aus Muri zurückgezogen habe, bloß um den finanziell hart betroffenen Bauern einen Dienst zu erweisen. Ungefähr gleichzeitig beschloß jedoch die Tagsatzung massive Truppenreduktionen.

Das andere bedeutende Ereignis dieses Jahres fand in Basel statt und betraf Burckhardt als Kommandanten der Standestruppe. Es war der bekannte «Käppisturm» anfangs August. Der radikale Politiker Dr. Brenner hatte kurz vor der Artillerieinspektion einen Zeitungsartikel erscheinen lassen, in welchem er als Artilleriewachtmeister seiner Enttäuschung Ausdruck verlieh, daß seine Waffengattung nicht auch mit der neuen, bei der Infanterie beliebten Kopfbedeckung ausgerüstet werde. «Fort mit dem alten Drucksystem!» hieß es darin. Der konservative Amtsbürgermeister, ebenfalls mit Namen Burckhardt, bezog den Druck nicht auf die Kopfbedeckung, sondern auf seine Regierung, und ließ Brenner verhaften. Nach der Inspektion beschlossen nun die Artilleristen, ihren Kameraden zu be-

freien. Dies gelang ihnen auch, und zwar nicht zuletzt dank der passiven Haltung, die unser Johannes Burckhardt einnahm. Die Standestruppe blieb beim Sturm auf das Gefängnis zuhause. Im «Basler Jahrbuch» von 1948 befindet sich eine ausgezeichnete Karikatur von Theodor Meyer-Merian über diesen Käppisturm; besonders erheiternd wirken die beiden beim Sturm aufs Gefängnis tatenlos zusehenden Herren Burckhardt, wobei die verschiedenen Motive des Geschehenlassens dem Betrachter in die Augen springen.

Da Johannes Burckhardt als konservativ galt, wurde seine großzügige Haltung in der radikalen Presse besonders vermerkt. Die Neue Zürcher Zeitung betonte, er habe sich geweigert, den Befehl des Bürgermeisters auszuführen, mit der Standestruppe gegen die Bürger zu ziehen. Der Berner Verfassungsfreund schrieb: «..., derselbe warnte aber in sehr ruhiger, kluger und kenntnisvoller Anrede vor allen extremen Schritten.» In der Basler National-Zeitung hieß er: «der so geliebte Oberst». Die Vermutung liegt nahe, die Radikalen hätten dieses Loblied ganz bewußt angestimmt, weil sie damit Burckhardt im Ernstfall vollständig auf ihre Seite zu ziehen hofften.

Bevor wir uns aber dem Sonderbundskrieg zuwenden, muß noch erwähnt werden, daß Burckhardt bald nach seiner Rückkehr aus Frankreich von der Weinleutenzunft zum Mitglied des Großen Rates bestimmt wurde. Obwohl er sich an den Redeschlachten nie beteiligte, konnte er sich auf diesem Sitz behaupten, solange er in Basel wohnte. Ein einziges Mal betraute ihn die Regierung mit Repräsentationspflichten, nämlich bei der Einweihung des Stationsgebäudes der Elsässerbahn am 11. Dezember 1845, also kurze Zeit nach dem Käppisturm. Der Bürgermeister wollte wohl dem eingeladenen Präsidenten des eidgenössischen Vorortes, Furrer, gerne etwas aus dem Wege gehen, da dessen Tätigkeit im freisinnigen Lager bekannt war, und so mußte denn der Kommandant der Standestruppe den Gastgeber spielen. Burckhardt zog vor dem Hotel «Drei Könige» eine Wache auf und stellte Furrer das gesamte baselstädtische Offizierskorps vor, wobei er auf die vaterländische Gesinnung der Basler Offiziere hinwies. Furrer bemerkte in seiner Antwort, er habe den Vorredner während des Aufgebotes im Frühjahr kennen und schätzen gelernt.

Weiter beanspruchte das Kantonale Kriegsgericht Burckhardts Dienste. In den von der Eidgenossenschaft organisierten Truppenlagern, den Vorgängern der Manöver, spielte er hingegen keine Rolle; der Grund liegt wohl darin, daß er ja keine Milizeinheit kommandierte. Er ließ es sich aber zum Beispiel im Jahre 1844 nicht nehmen, das nach Thun marschierende Basler Bataillon bis nach Bad Bubendorf zu begleiten. Der Augusthitze wegen

schaltete er auf dem Rückweg mit seinen beiden Begleitern, Major Mechel und Leutnant Hindenlang, in Liestal einen Halt ein und ließ ein paar Liestaler Offiziere in den «Schlüssel» rufen. Die Gemütlichkeit dauerte allerdings nicht lange, denn als Hindenlang erkannte, daß der Liestaler Major Gutzwiller die Jägerschnur seines 1833 in der Hard gefallenen Onkels Wettstein trug, brachen die Basler sofort auf. Drei Jahre später wären derartige Provokationen nicht mehr vorgekommen.

Die Zuteilung einer Division im Sonderbundskrieg überrascht nach dem Gehörten nicht mehr. Minister Kern bestätigt in seinen «Politischen Erinnerungen» die Freundschaft zu Dufour und vermerkt die Gleichheit der politischen Ansichten. Am 20. Oktober 1847 erhielt Burckhardt vom Rat die Entlassung als Platzkommandant, und am 24. reiste er nach Bern.

Bevor er seine Division übernehmen konnte, leistete er den Basler Tagsatzungsgesandten noch verschiedene nützliche Dienste. In den von Edgar Bonjour herausgegebenen privaten Briefen des zweiten Abgeordneten Prof. J. Rudolf Merian an seinen ältern Bruder, den Ratsherrn Peter Merian, erscheint Johannes Burckhardt als weit über den Parteien stehender Helfer seiner Heimatstadt. Es ist ihm nicht zuviel, am 27. Oktober in einem Gespräch am nächtlichen Kaminfeuer den Tagsatzungspräsidenten Ochsenbein auszufragen, was man von der Haltung Basels denke, das keine Truppen schicken wolle. Burckhardt erteilte darauf der Stadt den Rat, das Aufgebot unter keinen Umständen zu verweigern, aber die Ausführung in die Länge zu ziehen. Er bespricht sich auch mit General Dufour, dem dann zu verdanken ist, daß die Basler Infanterie in der Stadt bleiben darf. Über den politischen Tagesklatsch weiß er jedoch nach den Aussagen des Briefschreibers nichts. Den Rat, der Tagsatzung zu gehorchen und das Ziel durch Zögern zu erreichen, dürfen wir nicht als primitive Bauernschlauheit taxieren. Burckhardt wußte wohl so genau wie Dufour, daß das mehrheitlich wenig begeisterte Basler Bataillon keine entscheidende Stütze der Armeeleitung hätte sein können. Er mag auch an den 3. August 1833 gedacht haben, aber zu höflich gewesen sein, daran zu erinnern. Das Wegbleiben des Bataillons aus Basel spielte militärisch ganz einfach keine Rolle.

Wenn die Division Burckhardt während des ganzen Feldzuges nie in ein Feuergefecht verwickelt wurde, ist das dem Zufall zu verdanken; die Aufträge, die sie auszuführen hatte, ließen einen friedlichen Vormarsch nicht vorausahnen. Burckhardt kommandierte als einziger in den ersten Tagen von Bern aus. Zuerst galt es, die Stadt Freiburg von der deutschschweizerischen Seite her anzugreifen, während die welsche erste Division von Westen her anmarschierte. Die drei zwischen Emme und Aare aufgestellten Brigaden erreichten das Ziel über Murten, Gümmenen und Neuenegg. Als

Freiburg am 14. November die Waffen streckte, hatte Burckhardt sein Hauptquartier in Pensier aufgeschlagen; die fünf Kilometer bis zur Stadtgrenze waren in seinem Besitz.

Dufour entschloß sich nun, nur die erste Division Rilliet in Freiburg zu lassen und die Division Burckhardt an die Luzerner Front zu verschieben. Bloß einem Teil der Division wurde erlaubt, durch die besiegte Stadt zu marschieren, und zwar ohne Halt. Verpflegungsschwierigkeiten hatten zu einigen Plünderungen geführt, Ausschreitungen in der Stadt wollte man sich aber nicht zuschulden kommen lassen. Daß Burckhardt eine Brigade zeitweise zurücklassen und dafür eine näher beim neuen Ziel liegende übernehmen mußte, beschleunigte den Marsch und brachte keine Nachteile persönlicher Art, denn es waren sich ja sämtliche Kämpfer unbekannt. Am 20. November besprach Dufour mit Donats und Burckhardt, der seinen Kommandoposten nach Langenthal verlegt hatte, an der Kreuzstraße in Oftringen das weitere Vorgehen. Der General konnte bereits mitteilen, daß das Hauptgewicht des Kampfes nicht an dieser Front liegen werde, wenigstens nicht bis in die Nähe Luzerns. Die zweite Division durchkämmte darauf vom Raume Zofingen–Langenthal aus das Gebiet in Richtung Huttwil, Willisau, Wolhusen. Beide Hauptkolonnen sahen stets ein kampfloses Weichen des Gegners und konnten sich auf die Beseitigung der vielen Hindernisse beschränken. Die wichtige Emmebrücke bei Wolhusen wurde unbeschädigt in Besitz genommen. Im Organisationsbericht schreibt Burckhardt, daß er den Angriff der ganzen Division auf Littau selbst vorbereitet und überwacht habe. Es kam aber nicht dazu, denn heimkehrende Luzerner Soldaten brachten den Bericht von der Kapitulation, und so gestaltete sich der Einzug in den Hauptort des Sonderbundes friedlich.

Im schriftlichen Verkehr mit General Dufour bediente sich der ehemalige französische Solddienstoffizier Burckhardt natürlich seiner tadellosen französischen Sprache. Aber auch seine deutsch abgefaßten Berichte und Befehle fielen durch eine gepflegte Ausdrucksweise auf; zudem verstand er es, stets das passende Wort zu finden. Daß er im ersten Divisionsbefehl an seine Soldaten bemerkte, er habe die Stelle angetreten «mit dem Bewußtsein, wenn auch nicht hinreichender Fähigkeiten, doch der unbedingtesten Hingebung für das Vaterland», war denn doch allzu große Bescheidenheit. Er traf den Ton der überzeugten Radikalen ausgezeichnet, wenn er mit den Worten schloß: «Kameraden! Wir schwören als wackere Schweizersoldaten, des Namens unserer Heldenväter würdig, unsere Schuldigkeit zu tun! Gott schütze das Vaterland!»

Der Kämpfer von 1833 erhielt ausgerechnet auch das Landschäftlerbataillon Kloß zugeteilt. Der Begrüßungssatz: «Wir haben uns im Kampfe

gegeneinander kennen und achten gelernt; ich denke, miteinander wird es noch besser gehen», ist zwar nur im Basler Intelligenzblatt überliefert, das ganz spezielle Abschiedskompliment für tadellose Aufführung der Baselbieter in jeder Hinsicht liegt hingegen im Bundesarchiv. Wiederum finden wir eine Anklage gegen Burckhardt wegen Brandstiftung, diesmal in einem Brief von Philipp Anton Segesser an Ratsherrn Heusler vom Januar 1848. Der Operationsbericht Burckhardts erwähnt den Brand einiger Häuser, stellt aber ausdrücklich fest, die Urheber seien fanatische Einwohner gewesen.

Schon im Januar 1848 nahm Burckhardt mit den Divisionskommandanten Donats und Ziegler den Rücktritt aus der eidgenössischen Armee, der am 25. Januar vor der Tagsatzung unter Verdankung der geleisteten Dienste angenommen wurde. Anderer Dank wurde ihm nicht zuteil. Die Mehrheit der Basler schätzte seine Dienste für die radikale Sache nicht, und die Siegerpartei war über den raschen Abschied enttäuscht. Nur ein Blatt aus Solothurn bemerkte, die Geschichte werde nicht vergessen, daß Ziegler und Burckhardt ihre politischen Meinungen der Pflicht zum Opfer gebracht hätten. Im Gegensatz zu Ziegler, dessen Demission mit einem Wort- und Briefgefecht gegen die Radikalen verbunden war, verband Burckhardt jedoch damit keine politischen Nebenabsichten. Er wollte ganz einfach seine Ruhe, wahrscheinlich mahnte auch die bereits etwas angegriffene Gesundheit zum Maßhalten.

Bald darauf, während des ersten Badischen Aufstandes, wurden seine Dienste noch einmal beansprucht – zum letztenmal. Vom 23. März bis 15. April 1848 kommandierte er die zum Schutze der Neutralität aufgebotenen Truppen der Kantone Basel Stadt und Basel Land. Die Bekanntmachung der Landschaft, es sei den Baselbieter Soldaten eine Ehre, unter seinem Kommando zu stehen, dürfte wohl eines der schönsten Komplimente gewesen sein, die er je erhalten hat. Auf Wunsch Liestals wurde auch die kantonale Standestruppe mit der eidgenössischen Armbinde ausgerüstet. Zu großen militärischen Aktionen kam es nicht. Der ablösende Oberst Friedrich Frey aus Brugg ließ sämtliche Anordnungen Burckhardts bestehen; er hätte nichts verbessern können.

Über die letzten Jahre wissen wir herzlich wenig. Es gereicht der Stadt Basel nicht unbedingt zur Ehre, daß Johannes Burckhardt nun rasch von seinen letzten Ämtern zurücktrat und die Heimatstadt für immer verließ. Er unternahm noch verschiedene Reisen nach in- und ausländischen Städten und hielt sich dazwischen in seinem geliebten Muri bei Bern auf. Dort starb er auch, wahrscheinlich an einem Krebsgeschwür der Speiseröhre.

Bei seinem Tode veröffentlichten nur die Basler Zeitung und der Bund einen ausführlicheren Nekrolog. Die Neue Zürcher Zeitung begnügte sich

mit dem Sätzlein: «In Oberst Burckhardt hat die Schweiz eine ächte Soldatennatur verloren.» Die National-Zeitung widmete dem Verstorbenen ganze zwei Sätze. Zur Beerdigungsfeier in Muri erschienen Bundespräsident Furrer, Bundesrat Frey-Herosé, sein Generalstabchef im Sonderbundskrieg, und Bundeskanzler Schieß. Der Kanton Bern war durch Regierungsratspräsident Blösch vertreten. Aus Basel werden nur die Anverwandten genannt. Die Leichenrede hielt Pfarrhelfer Schädeli, offenbar der dortige Ortspfarrer. Während das Grabmal des Bundesrates Naef, eines Zeitgenossen, der ebenfalls seine letzten Jahre in Muri verbracht hatte, heute noch gepflegt wird, hat der Grabstein für Johannes Burckhardt eines Tages weichen müssen.

Die wahrscheinlich aus der Feder von Hans Wieland stammenden Abschiedsworte in der schweizerischen Militärzeitung schließen mit dem Satz: «Burckhardt war ein tapferer Degen, der namentlich die große Kunst verstand, den Soldaten zu behandeln und ihn für seinen Dienst zu gewinnen.»

2. Hans Wieland-Bischoff, eidg. Oberst

(14. 5. 1825 – 23. 3. 1864)
Eidg. Oberinstruktor der Infanterie und Chef des Personellen

Obschon Hans Wieland drei Jahre jünger war als sein Bruder Heinrich, fällt sein Wirken in eine frühere Zeit, so daß wir uns zuerst ihm zuwenden wollen.

Berühmt wurde die Familie Wieland erstmals durch den Basler Bürgermeister Johann Heinrich Wieland (1758–1838), den Großvater unseres Brüderpaares. Der Vater, August Heinrich Wieland-Landerer, geboren 1795, fiel als Artilleriemajor am 3. August 1833 in der Hard. Dessen älterer Bruder, Oberst Johannes Wieland (1791–1832), zählt zu den bedeutendsten schweizerischen Militärschriftstellern. Daniel Burckhardt-Werthemann windet in seinem Buch «Vom alten Basel und seinen Gästen» der Witwe Wieland-Landerer ein besonderes Kränzlein für ihre nicht leichte Erziehungsarbeit; ein reizendes Bild zeigt sie im Kreise ihrer sieben Kinder. Alle vier Söhne (ein fünfter, der älteste, verunglückte im zwanzigsten Altersjahr in den Alpen) ergriffen die Offizierslaufbahn. Hans und Heinrich

Wieland wurden Berufsoffiziere, der Telegrapheningenieur Richard Wieland starb kurz vor der Beförderung zum eidgenössischen Genieobersten, und der bekannte Jurist Dr. Carl Wieland mußte gesundheitshalber seine Laufbahn als Major abbrechen.

Hans Wieland war eine kurze Frist auf Erden bemessen; betrachtet man jedoch seine Leistungen, so könnte man leicht auf das doppelte Alter schließen. Jeder Student der Schweizergeschichte wird sich einmal mit ihm befassen, und auch in den Arbeiten unserer gegenwärtigen hauptamtlichen Basler Geschichtsprofessoren stoßen wir auf seinen Namen. Edgar Bonjour erwähnt in der 1960 erschienenen Basler Universitätsgeschichte die letzte Tat des Großrates Hans Wieland, der 1862 versuchte, Basel zum Sitz einer eidgenössischen Universität zu machen. Werner Kaegi nennt in seinem Werk über Jacob Burckhardt den Verleger Hans Wieland, der seinem berühmten Auftraggeber mit köstlicher Offenheit über eine Professorenwahl Auskunft gibt. Aus einem Schreiben Jacob Burckhardts an den trauernden Bruder Dr. Carl Wieland, welches in der Briefsammlung von Max Burckhardt abgedruckt worden ist, geht hervor, daß Hans Wieland auch Gedichte verfaßt hat; allerdings war Jacob Burckhardt der Ansicht, man solle sie nicht veröffentlichen, das großartige Bild des Verstorbenen könne durch eine Herausgabe nicht gewinnen.

Weiter war Hans Wieland Gründer des Basler Kadettenkorps. Es brauchte ziemlich viel, bis die Regierung sich vom Nutzen eines solchen Unterfangens überzeugen ließ. Seine Arbeit und diejenige der geschickt ausgewählten Instruktoren vermochten aber bald ganz Basel zu begeistern. Der spätere Regierungsrat und Artillerieoberst Falkner, der zum Beispiel 1871 mit den Kadetten das noch dampfende Schlachtfeld von Belfort besuchte, übernahm dann die Leitung mit gleichem Eifer, so daß die Basler Kadetten bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts weitherum bekannt waren.

Die militärische Karriere von Hans Wieland stand nicht von Jugend an fest, was bei einer derart eigenwilligen und temperamentvollen Persönlichkeit nicht erstaunlich ist. Der Unterricht am Basler Gymnasium behagte dem jugendlichen Brausekopf, wie er auch später noch – nicht zu unrecht – genannt wurde, wenig. Als die Leistungen nachließen, wurde er in das deutsche Privatgymnasium von Stetten bei Ludwigsburg gesteckt, wo er gut abschloß, was den Besuch theologischer Vorlesungen in Tübingen erlaubte. Dieses Studium sagte ihm zu, doch mußte er es nach dem Tode seines Bruders abbrechen und in die der Familie gehörende Schweighausersche Buchhandlung eintreten. Er soll sich noch als Oberst geäußert haben, es gebe nichts Schöneres, als Landpfarrer zu sein. Das kämpferische Element machte sich schon zur Studentenzeit bemerkbar, er wurde wegen einer

Frankfurter Turnfestrede aus Nassau verbannt. Sein ganzes Leben geht in dieser Art weiter: immer etwas unternehmen, immer irgendwo anstoßen, immer trotzdem ein Ziel erreichen – bis der Körper unter solcher Anstrengung zusammenbricht.

Während der Genfer Revolution von 1846, die er an Ort und Stelle verfolgte, schrieb er seine ersten Zeitungsberichte für das Basler Intelligenzblatt, und von jetzt an griff er immer wieder zur Feder. Die militärhistorischen Aufsätze im Basler Taschenbuch waren zwar nur für einen sehr kleinen Leserkreis bestimmt, aber als er 1852 die Redaktion der «Allgemeinen Schweizerischen Militär-Zeitung» übernahm, wurde er in kürzester Zeit im ganzen Lande derart bekannt, und zwar sowohl berüchtigt als auch berühmt, daß man behaupten darf, er habe seinen militärischen Aufstieg nicht zuletzt der Militärzeitung zu verdanken. Er behielt diese Redaktion bis zu seinem Tode.

1845 hatte er in Basel die Rekrutenschule bestanden. Da sein Bruder Heinrich damals Leutnant in der baselstädtischen Miliz war, lehnte er es ab, in der gleichen Einheit als Offizier Dienst zu leisten. Eine Zeitlang dachte er an die Genietruppe und begann mit Mathematikstudien, doch weigerte sich die Examenskommission für den kantonalen Geniestab aus unbekannten Gründen, ihn zuzulassen. Als Heinrich 1848 zur Standestruppe übertrat, konnte man ihn überreden, die Charge eines Infanterieleutnants anzunehmen. Von nun an ging es sehr rasch vorwärts. 1854 war er bereits Major und Kommandant des baselstädtischen Infanteriebataillons 55. Im gleichen Jahre wurde er nach dem Rücktritt von Oberstleutnant Hindenlang zum kantonalen Infanterieinstruktor gewählt. Damit hatte er seine Lebensaufgabe gefunden. Das neue Amt erforderte den Verzicht auf die Arbeit am Basler Intelligenzblatt und in der Sortimentsbuchhandlung, nur die Druckerei und den Verlag überwachte er weiterhin.

Der Instruktionsdienst war ihm mehr als nur Pflicht oder Liebhaberei; er wollte als Bahnbrecher und Reformator wirken. Die mangelnde Kriegserfahrung hatte er durch ein jahrelanges, überaus intensives Studium der Militärliteratur auszugleichen versucht, und diesem Studium widmete er bis zu seinem Lebensende jede freie Minute. Daß die schweizerische Armee einer Erneuerung dringend bedurfte, wußten die Fachleute, denn sie hatte außer dem guten Willen der Soldaten nichts aufzuweisen, was einen Gegner hätte beeindrucken können. Man brauchte nicht bis 1833 oder 1798 zurückzugehen; auch der Sonderbundskrieg war ja nur wegen der geistigen Überlegenheit einiger weniger Führer so glimpflich abgelaufen, während in den seltenen Kampfhandlungen sehr enttäuschende Bilder zu sehen waren. Hans Wieland dachte zwar weniger an die Vergangenheit als an die zahlreichen

neu aus dem Boden gestampften europäischen Nationalarmeen und ahnte die Kriege, wie sie bald etwa von Preußen unternommen wurden, mit erstaunlicher Richtigkeit voraus. In den Ratsälen glaubte man derartigen Warnern hingegen nicht gerne. Die Politiker der verschiedensten Richtungen vertraten oft die Ansicht, es genüge, in patriotischen Festreden auf das geflossene Blut der Ahnen hinzuweisen. Finanzielle Opfer konnten leicht umgangen werden, wenn man bei Kreditdebatten die Sparsamkeit als erste Tugend pries. Kein Mensch nahm daran Anstoß, daß die Ausbildung auf der Stufe des Theaterspielens stecken geblieben war. Im eidgenössischen Übungslager von 1836 blieb bei Regenwetter alles zuhause, und als man noch 1863 in Thun eine Flußüberquerung einüben wollte, erklärte man die Straße zum Wasserlauf.

Hans Wieland war gewillt, gegen die Mißstände anzukämpfen. In seinem ersten Artikel als Redaktor der Militärzeitung finden wir eine deutliche Kriegserklärung: «Dieses Streben nach Wahrheit aber kann verletzen; das Berühren der Wunden schmerzt, und tritt zum Brand derselben noch das Gift der Eitelkeit, so wird die Berührung doppelt schmerzlich; das darf die Zeitschrift jedoch nicht beirren; ohne dieses Berühren ist keine Rettung möglich und die sondierende Hand, der Schnitt des Messers öffnet nur dem schmerz- und fieberstillenden Balsam seine Bahn.» Nur mit pathetischen Worten hätte Wieland natürlich keinen so steilen Aufstieg erlebt; auch er mußte mit Leistungen überzeugen.

Von Anfang an widmete er sich der Feldtüchtigkeit der Soldaten und der Vorgesetztenausbildung. Mit der Einführung von Geländeübungen, die damals wohl bekannt waren, aber kaum gepflegt wurden, fiel er rasch auf. Von 1853 an, also noch bevor er kantonaler Instruktor wurde, holte man ihn immer wieder als Instruktor für eidgenössische Kurse. Besonders bedauerte er die Unfähigkeit der schweizerischen Offiziere und die damit zusammenhängende Abneigung aller tüchtigen jungen Leute, den Dienst in der eigenen Heimat zu leisten. Er gab in der Militärzeitung unumwunden zu, daß auch er den Drang nach einem wirklichen Schlachtfeld verspüre, daß es aber heute Pflicht sei, die Kraft dem eigenen Lande zur Verfügung zu stellen. 1857 amtete er als Oberinstruktor der Infanterie in der Zentralschule, und ein Jahr später war er im Organisationsstab des bisher größten Truppenzusammenzuges an der Luziensteig, was er ein bißchen bedauerte, da er sein ebenfalls aufgebotenes Bataillon nicht selbst führen konnte. Eine größere Einheit kommandierte er übrigens nie.

Definitiv in den eidgenössischen Dienst trat Hans Wieland am 1. November 1858. An diesem Tage wählte ihn der Bundesrat zum Adjunkten des Militärdepartementes für das Personelle und gleichzeitig zum eidgenössi-

schen Oberinstruktor der Infanterie. Verbunden damit war die Beförderung zum eidgenössischen Oberstleutnant. Der Oberstengrad wurde ihm schon 1860 verliehen; mit 35 Jahren hatte er also bereits alles erreicht, was die Armee zu vergeben hatte. Sein Vorgesetzter war zuerst Bundesrat Frey-Herosé, von 1860 an dann Bundesrat Stämpfli, den er sehr verehrte. Als Stämpfli auf Jahresende 1863 zurücktrat, bemerkte Wieland in der Militärzeitung, sein Chef sei, obwohl er von militärischen Dingen nichts verstehe, ein ausgezeichneter Departementsvorsteher gewesen, weil er den Wert der Armee und die Notwendigkeit ihrer Erneuerung voll und ganz erkannt habe.

Der Doppelposten des Adjunkten und Instruktors war mit seiner Wahl neu geschaffen worden. Man warf damit dem Besserwisser Wieland die ganze Bürde vor die Füße, denn er war nun höchst persönlich für den Aufbau jenes schweizerischen Offizierskorps verantwortlich, das er in seinen Artikeln so oft gefordert hatte. Er nahm die durch den unerwarteten Tod des Oberinstruktors Gehret frei gewordene Stelle trotz der zusätzlichen Last mit der ihm eigenen Begeisterung an; es handelte sich ja in der Tat um eine einmalige Chance.

Das Jahresprogramm begann mit einer Instruktorenschule im Vorfrühling, die er wegen der guten Schießanlagen nach Basel verlegte. Im Sommer führte er die Zentral- und Aspirantenschulen durch. Die Truppenzusammenzüge wurden nach seinen Richtlinien ausgearbeitet. Während des ganzen Jahres hielt er zahllose Vorträge in allen Landesgegenden, was übrigens, da er meistens auf sein Pferd angewiesen war, größte körperliche Anstrengungen verlangte. Kein Thema und kein Publikum war ihm je zu groß oder zu gering. In Basel war er bekannt für seine Wintervorlesungen, zu denen die Offiziere vom Kanton aufgeboten wurden. Er stellte sich aber auch jederzeit den Unteroffizieren und Kadetten zur Verfügung. Stets suchte er den Sinn für das Praktische und Realisierbare zu wecken. Hatte er 1862 vor den oberaargauischen Offizieren über «Taktik der Neuzeit» geredet, so führte er sie 1863 mit dem Thema « Leben und Verpflegung im Felde» von der Theorie wieder in die Praxis zurück. Das Simplifizieren hingegen lag ihm nicht. Er wandte sich sehr gegen jene Schützenfestredner, die behaupteten, der Armee könne nichts passieren, solange des Schützen Kugel ihr Ziel nicht verfehle. Es gab ihm auch sehr zu denken, daß sämtliche Offiziersarbeiten immer nur davon handelten, wie man eine günstige Stelle im Gelände zur Verteidigung einrichte, daß aber niemand davon sprach, wie man den Gegner angreife und vernichte. Hier war es nun einmal Wieland, der auf die Erfolge der Ahnen hinwies, welche nur dem offensiven Geist der Truppen zu verdanken waren.

Wenig bekannt ist die Tatsache, daß Wieland mit dem späteren General Herzog sehr befreundet war. Hans Senn beschreibt in seinem Buch «General Hans Herzog», wie der mitreißende Basler Offizier den unerhört pessimistischen Fachmann aus Aarau zur Mitarbeit in der Armee zu bewegen vermochte. Wenn Bundesrat Stämpfli Herzog als Oberinstruktor der Artillerie einsetzen konnte, so verdankte er dies Wieland. Die beiden Offiziere hatten sich als Mitarbeiter der Militärzeitung kennengelernt und besprachen seither alle persönlichen und militärischen Probleme in einem regen Briefwechsel. Der Tod Wielands erschütterte Herzog zutiefst; er hatte nicht nur einen Freund verloren, sondern auch einen Führer, der ihn aus Mutlosigkeit und Schwermut in ein Leben der Tat geleitete. Nicht jeder Chef des Personellen hätte sich seinen Aufgabenkreis so weit gesteckt.

Einen Gedanken Wielands führte das Militärdepartement 1861 aus, als es die ersten Gebirgsmanöver durchführen ließ. Die von Oberst Aubert kommandierten Truppen zogen von Luzern aus oder über einen der fünf Pässe Klausen, Schonegg, Surenen, Susten, Furka gefechtsmäßig das Urserental hinauf und über den Gotthard nach Airolo, wo der Vorsteher des Militärdepartementes in Begleitung Wielands die Truppen inspizierte. Die Anwesenheit eines Bundesrates war ebenfalls etwas Neues. Der Marsch führte dann durchs Bedrettotal ins Wallis hinüber und hinab bis zum Genfersee. Oberst Wieland wurde äußerst populär, weil er einem müden Soldaten längere Zeit die Packung trug.

Ausbildung allein konnte jedoch Hans Wieland nicht befriedigen. Das Ziel war stets die Bewährung im Ernstfall, und noch als Oberstleutnant wünschte er durchaus, den Krieg einmal zu erleben. So lesen wir in der letzten Nummer des Jahrgangs 1857 der Militärzeitung den Satz: «Bedenkt, wie sauer es ankömmt, mit der ganzen Seele einer Wissenschaft sich hinzugeben, wenn nie die Prüfung der Kraft gestattet ist.» Er fährt allerdings fort, er wisse, daß solche Gedanken verbrecherisch seien, es sei aber schwer, einsam zu ringen, ohne den Erfolg zu sehen. Der Neuenburgerkonflikt, bei dessen Ausbruch er sofort das Redaktionsbüro schloß, um einzurücken, und erwartete, daß «eine preußische Kugel» ihn «aus der Armeeliste streichen» werde, ging ja dann ohne diesen Ernstfall vorüber. Als er in eidgenössische Dienste trat, erkaltete seine Kampfbegierde zugunsten einer verantwortungsvollen Besorgnis, die Schweiz könnte in die italienischen Wirren hineingezogen werden. Er bezeichnete die Friedensworte Napoleons des Dritten ganz offen als Lügen und sah auch die österreichischen Schwächen zum voraus. Nur die Dauer des Konfliktes stellte er sich länger vor.

Er beschäftigte sich deshalb von Anfang an, obschon derartige Aufgaben eigentlich nicht in den Bereich seiner Amtspflichten gehörten, mit Opera-

tionsplänen, die er auf Grund ausgedehnter Rekognoszierungen zusammenstellte. Diese Arbeiten sind vor einigen Jahren in verschiedenen Dissertationen untersucht worden, aus denen wir das Wesentliche kurz andeuten wollen.

Am Tage seiner Ernennung zum Adjunkten des Militärdepartementes schrieb Wieland in einem Brief an Hans Herzog, seit 1830 seien weder an den Grenzen noch im Innern des Landes Rekognoszierungen ausgeführt worden und Verteidigungspläne gebe es keine. Die Schuld schob er General Dufour zu; es war dies der erste Angriff auf den bis dahin unumstrittenen Oberbefehlshaber. Die Anklage war nicht ganz richtig, denn Dufour selbst war über die Möglichkeit der Verteidigung im Bilde, er schrieb nur seine Gedanken nicht nieder. Was man ihm vorwerfen konnte, war eine mangelhafte Vorbereitung der Generalstabsoffiziere. Wieland machte sich nun schon in den ersten Wochen an die Arbeit.

1859 untersuchten 16 berittene Offiziere drei Wochen lang die Südwestgrenze, wobei Wieland es nicht unterließ, sie zu besuchen. Im März 1860 legte er seinem Vorsteher, Bundesrat Stämpfli, der beabsichtigte, Savoyen zu besetzen, einen äußerst detaillierten Aufmarschplan vor. 17 000 Mann sollten innert drei Tagen die Hauptziele erreichen; Routen und Tagesetappen waren vorgeschrieben; für den Fall eines französischen Angriffes stand eine Variante mit Generalmobilmachung zur Verfügung. Anschließend folgte ein Verteidigungsplan der französischen Grenze. 1861 wurde das vorhandene Material geordnet, aber schon im folgenden Jahr war er mit seinen Helfern wieder unterwegs. Er begab sich bis nach Mailand und Bergamo, um sämtliche Anmarschwege gegen die Schweiz studieren zu können. Beobachtungen über den schlechten Ausbildungsgrad der italienischen Soldaten verleiteten ihn allerdings, die Situation der Schweiz viel zu günstig einzuschätzen und das Kampffeld in eine gefährliche Ferne zu verlegen. Dennoch dürfen wir diese Pionierleistung nicht gering achten, sie war nämlich der Anfang einer ganz neuen Zeit in unserer Armee.

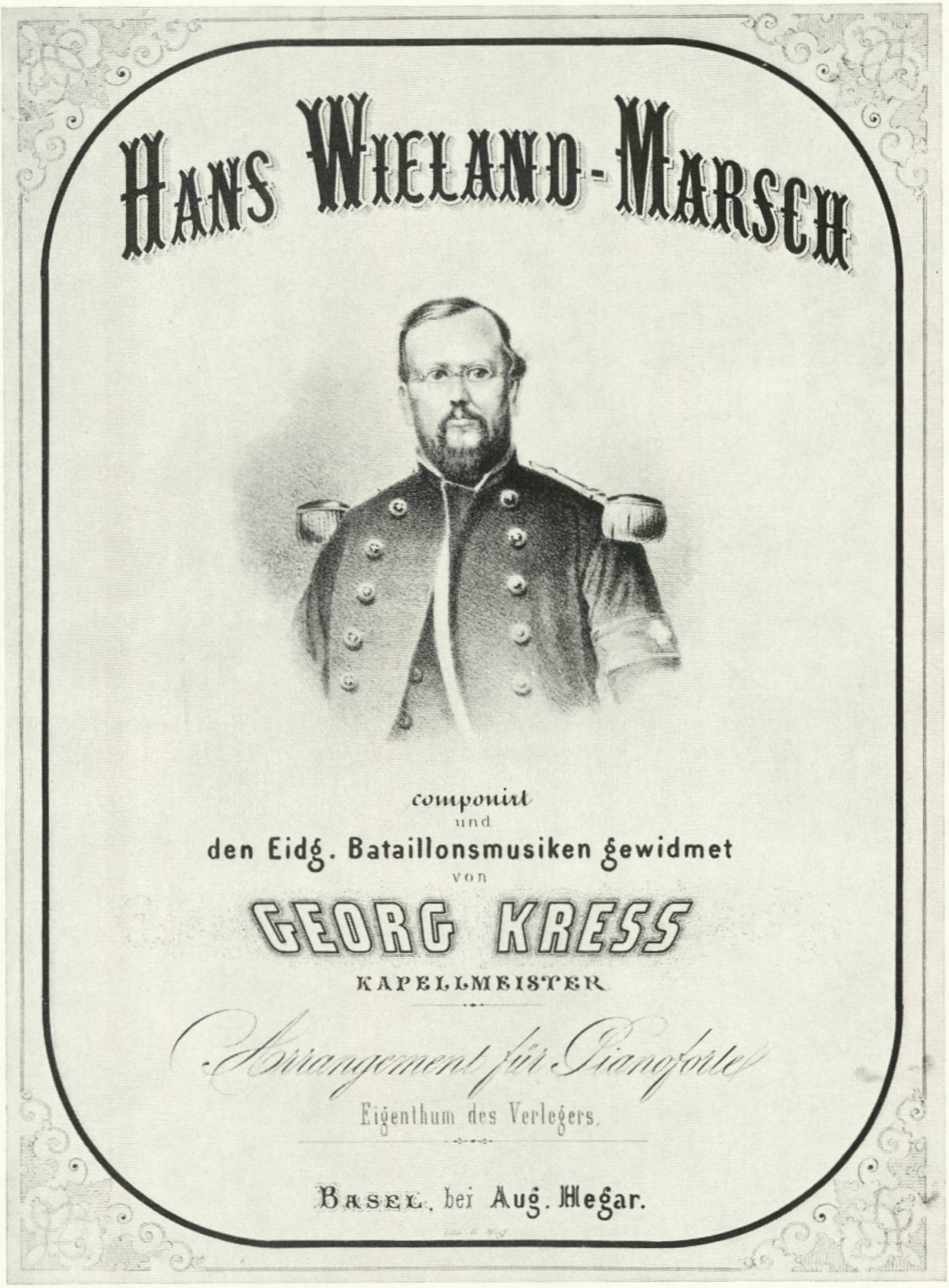
Vom Wert der Befestigungen schien er als Vertreter des Angriffskrieges nicht besonders viel zu halten. Gerade die oberitalienischen Feldzüge, in denen erstmals Kanonen mit gezogenen Läufen verwendet wurden, deckten die Nutzlosigkeit aller alten Werke auf, was ihn in seiner Auffassung bestärken mochte. Immerhin befaßte er sich mit den gleichzeitig in Holland und Belgien aufgekommenen Zentralwaffenplätzen, einer Art Réduit für größere Truppenteile. Zu einem schweizerischen Stützpunkt dieses Typs schienen ihm die Anhöhen bei Pomy ob Yverdon besonders geeignet. Schließlich sei noch erwähnt, daß er nach seinen Rekognoszierungen die Militärgeographie als Pflichtfach für Offizierskurse einführte und mit zwei Turnlehrern ein erstes Turnreglement schuf.

Besondere Berühmtheit erlangte er 1861 mit seinen politisch-militärischen Studien über «Die Schweizerische Neutralität», die 1861 in der Militärzeitung erschienen und gleichzeitig etwas erweitert in Broschürenform herausgegeben wurden. Das Schriftchen, welches man nicht mit demjenigen seines Onkels Johannes aus dem Jahre 1822 verwechseln darf, erlebte nach seinem Tode noch zwei Auflagen, nämlich 1866 und 1880. Beide Verfasser kommen zum Schluß, daß die Armee das einzige Mittel sei, die Neutralität zu wahren. Hans Wieland sucht die Beweise jedoch nicht historisch zu begründen, sondern geht von der ihm düster scheinenden Gegenwart aus. Er bespricht die Angriffs- und Verteidigungsmöglichkeiten unserer Nachbarstaaten und zeigt, wie rasch unser Land in irgend einen Konflikt jenseits der Grenze hineingerissen werden könne. Spezielles Mißtrauen hegt er gegenüber Frankreichs Kaiser Napoleon III. Er ist überzeugt, daß der westliche Nachbar die schweizerische Armee gering einschätzt und die Neutralität der Eidgenossenschaft nicht als genügenden Flankenschutz betrachtet. Der in den letzten Jahrzehnten errichtete starke Festungsgürtel der Schweizergrenze entlang, den Frankreich zu offensiven und defensiven Handlungen benützen kann, bedrückt ihn. Aber auch den andern Staaten ist nie zu trauen; bald nützt ihnen die Neutralität, dann sind sie dafür, bald ist sie ihnen ein Hemmnis, dann greifen sie eben zur Gewalt. Und dagegen gibt es für Wieland kein anderes Mittel, als ebenfalls Gewalt zu zeigen.

Über die Frage, ob die Schweiz im Ernstfalle eine fremde Macht zu Hilfe nehmen dürfe, äußert er sich sehr vorsichtig. Daß solche Hilfe zweckmäßig sein könnte, gibt er zu, aber er rät nicht, schon im Frieden Verträge darüber abzuschließen. Er vergleicht unser Land mit einem Segelschiff, das, wenn es einmal in die Strömung gerät, denjenigen Kurs einschlagen soll, der ihm am zuträglichsten ist. In diesem Falle möge man ruhig im Fahrwasser anderer Schiffe segeln, die dem gleichen Ziel zustrebten. Sein Schiff bleibt jedoch völlig unabhängig, es kommen keine Lotsen darauf, und es ist von keinem Schlepptau die Rede. Er betont, daß nur der Wille zur eigenen Verteidigung aus der Schweiz im Notfall jenen starken Partner machen werde, der bei einem plötzlichen Wechsel der Lage noch frei entscheiden könne. In früheren Jahren hatte er sich mit diesem politischen Problem überhaupt nicht beschäftigt; da stand das Schwert der Eidgenossenschaft im Vordergrund, durch welches, wie er sagte, der Staat gegründet worden sei und das man nicht verrosten lassen dürfe.

Im Herbst 1863 befiel Wieland ein Leiden, das bald als Magenkrankheit, bald als Leberleiden bezeichnet wird und das ihn bewog, eine Kur in Bad Cannstadt einzuschalten. Der «Volksfreund» bemerkt in seinem Nekrolog, er habe einen frühen Tod vorausgeahnt und sich gerade deswegen nicht

Hans Wieland



Hans-Wieland-Marsch
Titelseite des wahrscheinlich 1865 gedruckten Erinnerungsmarsches von Georg Kress

geschont. Wie dem auch sei, er war voller Zukunftspläne; vor allem dachte er an einen Verteidigungsplan für die gesamte Schweizergrenze. Das Rekognoszieren lag ihm immer noch am Herzen, was ein Aufruf an die Mitglieder des Schweizerischen Alpenclubs beweist, in welchem er diese ermunterte, auf ihren Wanderungen neue Routen herauszufinden und Erkundungsberichte an das Generalstabsarchiv zu senden.

Da erschien anfangs 1864 in der Militärzeitung jener erschütternde Artikel über das schwere Los der Instruktoren, der jedem aufmerksamen Leser zeigen mußte, daß das Lebenslicht Hans Wielands am Erlöschen war. «Das eidg. Schuljahr», so fängt er an, «hat bereits wieder begonnen. Noch decken Schnee und Eis die Erde, noch sind die Schwalben nicht zurückgekehrt und noch pfeift über die Waffenplätze ein kalter winterlicher Hauch; trotzdem sind die ersten wieder, die an den Tanz kommen, die Instruktoren....» Ein gesunder Hans Wieland hätte die militärische Arbeit nie als Tanz bezeichnet! Er fährt dann fort, Instruktorenarbeit sei Sisyphusarbeit, das beständige Mitteilen erschöpfe. Die wenigen Erholungsurlaube seien nutzlos, besonders wenn man in finanzieller Hinsicht nichts besitze «que les yeux, pour pleurer.» Der gute Instruktor kommt ihm vor wie eine Zitrone, die man ausdrückt und deren Schale dann fortwirft; aber es gibt leider auch andere. Die abschließenden Rufe «Sei man streng gegen faule Gesellen» und «Hinaus mit ihnen aus der Schar der Männer» drücken deutlich seine Enttäuschung darüber aus, daß viele Offiziere nicht gewillt waren, seinen Idealismus zum Maßstab ihrer Arbeit zu nehmen. Der Artikel wurde 1934 bei Anlaß des hundertjährigen Bestehens der Militärzeitung nochmals abgedruckt.

Hans Wieland wünschte keine militärische Beerdigung. «Er wolle an seinem Begräbnistage kein Offiziersfest halten,» bemerkte der Hinkende Bote, der Kalender der Schweighauserschen Druckerei. Wieland hatte die letzten vierzehn Tage seines Lebens auf dem Krankenlager verbracht, sein Ende kommen sehen und das Nötige geordnet. So erschienen denn am 26. März 1864 das gesamte baselstädtische Offizierskorps, die zwanzig eidgenössischen Obersten und viele weitere Offiziere in Schwarz zur Trauerfeier. Auf Wunsch des Verstorbenen war sie äußerst schlicht. Antistes Preiswerk verlas im Münster die Personalien und sprach ein Gebet. Dann bewegte sich der Zug zum St. Elisabethengottesacker, wo Bundesrat Fornerod einige Worte am Grabe sprach. Zum Abschluß sang die Liedertafel, begleitet von einer Militärmusik, den Choral «Ein feste Burg». Die Witwe Anna Maria Wieland-Bischoff – die Ehe war kinderlos geblieben – finden wir noch im Basler Adreßbuch von 1912; sie wohnte in Hans Wielands letzter Wohnung, St. Alban Vorstadt 23.

Die ausführlichen Nekrologe in den Basler Zeitungen – die Basler Nachrichten brachten sogar ein Gedicht auf den Verstorbenen – lassen die außergewöhnliche Wertschätzung erkennen, deren sich Hans Wieland allerorts erfreut hatte. Bezeichnenderweise stoßen wir nirgends auf eine Bemerkung über seine parteipolitische Zugehörigkeit. Er war eben ein Großrat auf eigene Faust gewesen, gewählt vom St. Johannquartier und später vom 2. Wahlkollegium. Sein Ja-Sagen zum Bundesstaat der Radikalen, ohne das er bei Bundesrat Stämpfli kaum so geachtet gewesen wäre, empfand man in konservativen Kreisen nicht als verabscheuungswürdig wie etwa bei Dr. Brenner.

Die Militärsachverständigen haben in Wielands Werk neben Gutem auch Mängel festgestellt. Unbestritten aber ist sein Impuls, der sich bis ins 20. Jahrhundert hinein wohltuend bemerkbar machte. Als der spätere General Wille 1901 die Redaktion der Militärzeitung übernahm, stellte er sich mit einem Zitat Wielands vor. Wieland war eben nicht einfach Offizier aus technischem Interesse, Liebhaberei oder Freude am Organisieren; hinter allem steckte eine Liebe zur Heimat, die niemand bezweifeln konnte, da er bereit gewesen war, dafür in den Tod zu gehen, wenn auch nicht wie in Jugendträumen auf dem Schlachtfeld. Er ist ja nicht der einzige, der sich für die Armee aufgerieben hat, aber sein Name ist auf der Ehrentafel dieser Männer doch mit recht deutlichen Lettern eingezeichnet.

3. Rudolf Paravicini-Vischer, eidg. Oberst

(28. 7. 1815 – 14. 2. 1888)
Generalstabchef 1870/71

Man könnte erwarten, daß Karriere und Führerpersönlichkeit unseres ersten Basler Handelsherrn, der einen der höchsten Posten in der Armeeleitung bekleidete, anders gewesen seien als die der beiden vorangegangenen Berufsoffiziere. Und doch stellen wir recht viel Ähnliches fest. Wir können nicht behaupten, Paravicinis Fähigkeiten hielten einem Vergleich nicht stand, sein Einsatz sei geringer gewesen, seine Kenntnisse bescheidener. Auch er war in der Militärliteratur sehr bewandert und über die neuesten

Entwicklungen der Kriegskunst im Bilde. Wir haben Beweise, daß die Soldaten, mit denen er in Berührung kam, ihn sehr verehrten, mochte der Abstand im Zivilleben noch so groß sein. Ein erster Unterschied besteht in seinem bedeutend längern Leben; er war 1833 bereits Kadett und 1870 noch im Dienst, nahm also einen ganz andern Anteil an der Entwicklung der Armee als seine beiden Vorgänger. Zweitens müssen wir erwähnen, daß Paravicini gerade die Aufgaben, durch die er berühmt wurde, das Kommando im Sonderbundskrieg und die Generalstabsarbeit von 1870, gar nicht gesucht hatte. Der Übernahme seines ehrenvollsten Postens gingen keine jahrelangen speziellen Generalstabsstudien voraus, was man berücksichtigen muß, wenn man einige an sich berechtigte Kritiken der Fachleute zur Kenntnis nimmt.

Das bürgerliche Leben Rudolf Paravicinis wurde von Eduard His in seinem Buche «Basler Handelsherren des 19. Jahrhunderts» eingehend gewürdigt. Wir entnehmen daraus, daß er ein außergewöhnlich begabter Mensch war. Sein fast unheimlich weites Arbeitsgebiet, über welches er nie den Überblick verlor, nötigt uns eine Bewunderung ab, die wir selten zu empfinden imstande sind. Er war ein gewiegter Geschäftsherr der Basler Seidenindustrie, dessen Beziehungen bis zum Hofe Napoleons des Dritten reichten. Seine staatsmännische Begabung ermöglichte ihm den Eintritt in sozusagen alle Gremien des Kantons. Mehrere Jahrzehnte saß er für das Aeschenquartier im Großen Rat, er wurde ins Militärkollegium und in den Kleinen Rat gewählt; die zahllosen Kommissionen müssen wir hier übergehen. Als Wirtschaftsfachmann gehörte er dem Verwaltungsrat der Schweizerischen Centralbahn an. Er war Gründer und Präsident der Basler Versicherungsgesellschaft gegen Feuerschaden, der Basler Lebensversicherungsgesellschaft und der Basler Transportversicherungsgesellschaft. Als Beispiel seiner kulturellen Tätigkeit sei die jahrelange Vorstandsarbeit im Basler Stadtcasino erwähnt. Nicht zuletzt war er Familienoberhaupt; er bewohnte das heute abgerissene Haus Elisabethenstraße 19.

In der Politik ließ er sich von keiner Partei ins Schlepptau nehmen. Er dachte freier als die Konservativen, war aber auch kein Anhänger der Radikalen. Als Aristokrat im besten Sinne des Wortes ging er seine eigenen Wege. Dabei handelte es sich nicht um ein gekünsteltes Vornehmsein; die oberitalienische Familie Paravicini, deren Basler Zweig bis ins Ende des 17. Jahrhunderts zurückgeht, kannte sich im Regieren seit Jahrhunderten aus. Die Nekrologe bedauerten, daß man sein vornehmes Aussehen und seine weltmännischen Manieren mit Stolz verwechselt habe. Man war erst nach seinem Tode bereit, dankend anzuerkennen, gerade er habe stets zu versöhnen versucht und sich für die zu kurz Gekommenen gewehrt.

Paravicini begann die militärische Laufbahn im Alter von sechzehn Jahren als Kadett der baselstädtischen Artillerie. Dieser Dienst war angehenden Offizieren damals vorgeschrieben. Vier Jahre lang nahm er bei Privatlehrern und Offizieren Unterricht in Geometrie, topographischem Zeichnen und Materialkenntnis. 1835 wurde er zum Leutnant befördert und 1841, also ziemlich rasch, zum Hauptmann. Er kommandierte jene Zwölfpfünderbatterie, die im November 1847 auf Geheiß General Dufours als einzige Basler Einheit am Sonderbundsfeldzug teilzunehmen hatte.

Es bestand in jenen Tagen in Basel ein tiefer Graben zwischen einer radikalen Minderheit, die mit Begeisterung dem Kriege entgegensah, und der konservativen Stadtbevölkerung, die zum Teil das Vorgehen der Tagsatzungsmehrheit als Verbrechen bezeichnete. Eine Weigerung der Regierung, General Dufour die geforderten Truppen zu entsenden, lag durchaus im Bereiche der Möglichkeiten, ebenfalls aber auch ein Auszug der radikalen Parteifreunde auf eigene Faust. Kurze Zeit vor der Bekanntmachung, die Basler Infanterie könne in der Stadt bleiben, was dann den Großen Rat zur Annahme der eidgenössischen Bedingungen bewog, glückte es Hauptmann Paravicini, einen Tumult zu verhindern. Ein Büroangestellter namens Henz, Jäger im Infanteriekontingent, hatte zu einer Versammlung in der Safranzunft auf den 25. Oktober eingeladen. Laut National-Zeitung nahmen gegen 500 Personen daran teil. Henz empörte sich in einer langen Rede an das immer lärmiger werdende Publikum über das Unrecht, daß man als echter Schweizer im gegenwärtigen Augenblick die Waffe nicht ergreifen dürfe. Als die Unruhe gefährlichen Umfang annahm, meldete sich Paravicini, der aus uns unbekannten Gründen zuhörte, zum Wort. Er bemerkte, es sei «unzweckmäßig», jetzt derartige politische Fragen zu erörtern. Er rate der Versammlung, ruhig nach Hause zu gehen, im Vertrauen auf die Behörden, die ihre Pflichten zu erfüllen wüßten. Dies wurde nach einem Bravoruf auch getan.

Am 9. November verließ die Batterie nach der Vereidigung am frühen Morgen die Stadt. Die Kanoniere waren ja schon vom Käppisturm her als eifrige Radikale bekannt, so daß es Paravicini nicht schwer fallen mußte, seine Einheit zum Kampfe zu führen. Ihm selbst bedeutete der Auszug nicht mehr als die Erfüllung seiner Offizierspflicht. Wie Johannes Burckhardt, der Kommandant der II. Division, kam auch er nicht zum Schuß und wie jener wurde er bei Freiburg und vor Luzern eingesetzt. Die Batterie kam recht nahe an Freiburg heran, sie biwakierte in Belfaux. Vor Luzern war sie der Division Gmür zugeteilt; sie bewegte sich von Bremgarten über Cham nach Udligenswil und zog dann in Luzern ein. Die Angehörigen und Parteifreunde waren um das Wohl der Basler Artilleristen sehr besorgt,

meldet doch die Presse am 20. November, man habe Paravicini 600 Würste nachgeschickt. Dr. Brenner, der Held des Käppisturms, war bereits im Landwehralter, ließ es sich aber nicht nehmen, als Freiwilliger Wachtmeisterdienst zu leisten. Die Entlassung fand am 6. Dezember in Basel statt. Oberst Stehlin sprach den Dank der Regierung aus, und Hauptmann Paravicini durfte ein «donnerndes Lebehoch» der Truppe über sich ergehen lassen. 1849 mußte er nochmals ausrücken, um die Reste der badischen Revolutionsarmee von Rheinfelden nach Basel zu geleiten.

Die Anhänglichkeit der Batterie 14 an ihren Kommandanten überdauerte Jahrzehnte. So berichtet die Schweizerische Militärzeitung Ende 1862 von einem Erinnerungsabend der Feldzugsteilnehmer, an welchem der inzwischen berühmt gewordene Politiker und Oberst Paravicini ganz speziell gefeiert wurde. Da in der Batterie keine talentierten Redner aufzutreiben waren, lud man verschiedene prominente Persönlichkeiten als Ehrengäste ein. Bürgermeister und Artillerieoberst Stehlin fiel die Aufgabe zu, den alten Batteriekommandanten zu ehren, worauf dieser mit diplomatischem Geschick den Dank an die Mannschaft und die Regierung weiterleitete. Oberst Kern und Dr. Brenner, die freiwilligen Basler Kriegsteilnehmer, sollten der Tafelrunde zur besondern Zierde gereichen, und der vielerorts als erzradikal verschrieene spätere National- und Regierungsrat Wilhelm Klein zeigte sich von seiner gesittetsten Seite, indem er ein Hoch auf die Sonderbundskantone darbrachte, weil man heute so gut mit ihnen verkehren könne. Das war natürlich nicht die einzige Zusammenkunft.

Durch seine Teilnahme am Sonderbundsfeldzug schuf sich Paravicini recht gute Voraussetzungen für einen Aufstieg in der eidgenössischen Armee. 1851 erfolgte denn auch seine Beförderung zum Major im Artilleriestab und bereits 1853 zum Oberstleutnant im Generalstab. Jetzt genügten die Kenntnisse, mit denen er als Kommandant von Artillerie-Wiederholungskursen geglänzt hatte, nicht mehr. Eifrig studierte er das Wesen der übrigen Waffengattungen und mischte sich mit Untersuchungen über ein neues Jägergewehr auch in den großen Meinungsstreit der Infanterieoffiziere. 1856 erhielt er am Truppenzusammenzug von Frauenfeld ungeachtet seines Grades eine Brigade zugeteilt. Die Beförderung zum eidgenössischen Obersten fiel in das Jahr 1858.

Den ersten befriedigenden großen Führungsauftrag konnte er im September dieses Jahres ausführen, als er während des bisher größten Truppenzusammenzuges an der Luziensteig (besser bei Malans) seine Brigade mehrere Tage in Gefechten zu kommandieren hatte. Sein Kollege Hans Wieland brachte im Manöverbericht der Militärzeitung eine Anekdote, die nur Paravicini gelten konnte: «Auf die Frage des Chefs der Umgehungskolonne

(gefährlicher Weg über Pfäfers), ob Leute da seien, die dem Schwindel unterworfen, lachte der Hauptmann der Kompanie (Appenzeller) schelmisch, er kommandiere keine Banquiers.» Oberstkorpskommandant Heinrich Wieland, der es später übernahm, den Nekrolog für die Militärzeitung zu schreiben, bemerkte darin über diese Manöver: «Es ging ihm dabei, wie den meisten Offizieren, welche von berittenen Truppen zur Infanterie übertreten. Die Bewegungen der Infanterie kamen ihm immer zu langsam vor, und er ließ vom Laufschritt einen Gebrauch machen, der den Beinen und Lungen der schwer bepackten Infanteristen nicht immer zusagte.»

Verschiedene organisatorische Änderungen hatten zur Folge, daß Paravicini nicht immer die gleiche Brigade führte, sondern zuerst die 7., dann die 6. und schließlich die 1., der damals das baselstädtische Halbbataillon 80 (früher 55) angehörte. Dieses Kommando machte aber nur einen Teil seiner militärischen Arbeit aus. Zweimal wurde er in offizieller Mission ins Ausland geschickt. Der Besuch des berühmten französischen Heerlagers in Châlons-sur-Marne im Jahre 1857 hinterließ bei ihm wegen der Unordnung der Truppen und dem dazu wenig passenden Glanz der Offiziere keinen günstigen Eindruck. 1865 folgte er den badischen Manövern bei Forchheim. 1860 war er Stabschef der Leitung des Truppenzusammenzuges bei Brugg und Leiter der letzten Übung. Im gleichen Jahre amtete er als Inspektor des X. Infanteriekreises, später vertraute man ihm den III. Kreis an.

1863 schickte ihn Hans Wieland mit einer Rekognoszierungsaufgabe in den unteren Teil des Kantons Tessin. In seinem Bericht kam er zu den Schlüssen, die der Konzeption des Auftraggebers entsprachen. Er behauptete, das Mendrisiotto müsse schon aus politischen Gründen von der Grenze an verteidigt werden. Allerdings befaßte er sich im Gegensatz zu Wieland nicht mit Offensiven nach Italien hinein, sondern bemerkte, es sei gewiß besser, wenn die nicht kriegsgewohnten Schweizertruppen an Punkten zurückgeschlagen würden, auf die man von vornherein nicht viel Hoffnung setze, und wo man einen geordneten Rückzug vorbereiten könne, ohne daß alles auf dem Spiele stehe.

Im kantonalen Militärwesen wirkte Paravicini von 1849, also noch zur Hauptmannszeit, bis 1861 als Mitglied des Militärkollegiums; die letzten vier Jahre präsidierte er es. Das Präsidium trat er an Rudolf Merian ab, und seinen freigewordenen Sitz übernahm Heinrich Wieland. Die Mitgliedschaft im bereits bei Johannes Burckhardt beschriebenen Kollegium verpflichtete Paravicini zur Mitarbeit in verschiedenen Kommissionen; besonders lang gehörte er der Zeughauskammer an. Es störte damals keinen Menschen, daß er als Chef der Kavallerie (1852) und Chef der Artillerie (1853–58) in seiner

eigenen Kontrollbehörde saß. 1865 nahm er den Posten des Großrichters im Kriegsgericht an.

Beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges rückte er laut Militärzeitung als Kommandant der 6. Division ein, der die Brigaden 16 bis 18 unterstellt waren. Bereits 1866 war ihm das Kommando der 3. Division übertragen worden. Da wurde er am 20. Juli 1870 von der Bundesversammlung, die damals diese Kompetenz noch nicht abgetreten hatte, zum Generalstabchef der schweizerischen Armee gewählt, und zwar mit 136 von 149 Stimmen. Trotz des eindeutigen Wahlresultates, das wohl nicht zuletzt eine späte Belohnung für die Teilnahme am Sonderbundskrieg war, befand sich Paravicini in einer höchst unangenehmen Lage. General Herzog hatte nämlich einen andern Kandidaten vorgeschlagen, und dazu noch einen Basler: den Obersten Rudolf Merian.

Hans Senn, der Biograph General Herzogs, berichtet, daß Herzog und Paravicini anfangs 1864 sich wegen eines Kanonenmodells entzweiten und Herzog erst an der Beerdigung von Hans Wieland bereit war, um seines verstorbenen Freundes willen die Hand zur Versöhnung zu reichen. Im übrigen gingen beide ihre eigenen Wege. Merian hingegen besaß das volle Vertrauen des Generals, schon weil er auf Grund seiner speziellen Studien für diesen Posten besonders befähigt gewesen wäre, aber auch auf Grund einer jahrelangen Freundschaft. Paravicini schätzte Merian viel zu hoch ein, als daß er von sich aus die Rolle eines Rivalen übernommen hätte. Merian, der ganze drei Stimmen erhielt, stand jedoch mit seinen konservativen Ansichten bei der Bundesversammlung derart in Ungnade, daß das vom militärischen Standpunkte aus unbedingt erforderliche harmonische Zusammenspiel zwischen General und Generalstabchef gar nicht zur Sprache kam. Unter diesen Umständen entschloß sich Paravicini zur Annahme der Wahl.

Bestätigt wird Paravicinis desinteressierte Haltung durch einen Brief, den er in Bern am 20. Juli, wenige Stunden vor der Wahl, an einen uns leider unbekannten Herrn, vielleicht einen Basler Vertreter in der Bundesversammlung, geschrieben hat. Das Dokument mit seinen ebenso markanten wie schwer entzifferbaren Schriftzügen liegt im Basler Staatsarchiv. Darin schreibt er, niemand wisse über die heutige Wahl weniger als er. Wie er Personen und Sachen kenne, müsse General Herzog Rudolf Merian vorgeschlagen haben, was «auch ich für die richtigste Combination halte». Er fährt dann fort: «Aus einzelnen Äußerungen von gestern Abend muß ich befürchten, daß die übrigens ganz ungerechtfertigte «Unpopularität» Merians ihm eine Anzahl Stimmen entziehen dürfte und Voten anderer zu *meinen* Gunsten, was durchaus vermieden werden muß. Es wäre dies keine

gute Combination, und auf die Gefahr hin, mich durch diese vielleicht ganz unnötige Ablehnung lächerlich zu machen, halte ich es für meine Pflicht, es auszusprechen.» Weiter bemerkt er, er wünsche schon aus gesundheitlichen Gründen, daß man ihn verschone. Anschließend ersucht er den Adressaten, von dieser Mitteilung angemessenen Gebrauch zu machen.

General Herzog schrieb unmittelbar nach der Wahl einen Brief an Paravicini, in welchem seine Unzufriedenheit eindeutig zum Ausdruck kommt. Wir entnehmen dem bei Hans Senn abgedruckten Schreiben folgende Stelle: «Daß ich die Erklärung gab, mit Ihnen auf bestem Fuße zu stehen, dagegen der Ansicht sei, Herr Merian sei infolge seiner steten Studien vorzüglicher zum Chef des Stabes geeignet als Sie, sage ich Ihnen mit meiner gewohnten Offenheit rund heraus und Sie werden es mir nicht verargen, dessen bin ich überzeugt. Nachdem nun aber die Wahl auf Sie gefallen ist, gebe ich Ihnen die positive Erklärung ab, daß ich weit entfernt bin, Sie den unangenehmen Eindruck fühlen zu lassen, den das Prozedere des hohen Bundesrates mir machte, sondern die vollste Überzeugung hege, daß wir beide gemäß unserer alten Freundschaft und unseres festen Vorsatzes, nur das Wohl des Vaterlandes anzustreben, Hand in Hand gehen und arbeiten werden, um dem Vaterland nach besten Kräften zu dienen.»

So erstaunt es uns nicht, wenn die beiden Männer einer kleinen Anlaufzeit bedurften, bevor sie sich in jenem idealen Arbeitsklima finden konnten, das sich dann für den Verlauf der Grenzbesetzung sehr segensreich auswirkte. Paravicini hatte nach der Wahl etwas übereifrig bereits Büroräumlichkeiten in Bern gemietet, als Herzog sich entschloß, das Hauptquartier in Olten zu errichten. Schwerwiegender war die Meinungsverschiedenheit in bezug auf die Verteidigung der Grenze. Herzog hatte, wohl nicht gerade zur besondern Freude Paravicinis, seinen Freund und Ratgeber Oberst Rothpletz als «Adlatus» ins Hauptquartier mitgenommen und diesem den Operationssektor anvertraut. Rothpletz schlug nun vor, die Stadt Basel zu verteidigen und dazu das Bruderholz mit starken Kräften zu belegen; dieser Plan war aber dem Generalstabchef zu gefährlich.

Im Gegensatz zu seiner 1863 geäußerten Idee, jeden Meter Landes zu verteidigen, gedachte Paravicini jetzt, die Truppen hinter die Birs zurückzuziehen und eine Linie von Birsfelden zum Gempenplateau aufzubauen. Die mehrfach publizierte Begründung lautet: «In unserm speziellen Falle, wo wir jedenfalls die Aufgabe haben, die Mobilisierung unseres Heeres zu decken, wo das einzige Heil des Vaterlandes darin liegt, mit all seinen Kräften gegen den Angreifer auftreten zu können, glaube ich, es sei ein zu gewagtes Manöver, in einer offenen Feldschlacht unser Glück mit ungenügenden Kräften zu suchen. Ich glaube, dabei noch hinzufügen zu müssen,

daß keine unserer Truppen je im Felde gestanden und es daher nur vorsichtig erscheint, den ersten Versuch in möglichst vorteilhafter Stellung zu wagen, um so mehr, als wir bei unsern kriegsungewohnten Truppen fürchten müssen, sie werden sich, wenn einmal versprengt, mit viel mehr Mühe wieder sammeln lassen als alte Truppen.»

Herzog entschied sich für Rothpletz, ließ aber anstandshalber beide Gebiete rekognoszieren; Paravicini seinerseits überging dann im Bericht des Generalstabchefs diese Anfangsschwierigkeiten. So viel günstiger wäre seine Linie ja auch nicht gewesen; sie war vielmehr die wohlgemeinte Improvisation eines Offiziers, der lieber seine Division in den Kampf geführt hätte. Glücklicherweise müssen wir uns die unter Umständen schweren Folgen nicht ausmalen, die im Ernstfall hätten entstehen können, weil General und Generalstabchef gleich einseitig nur in der Führung ausgebildet waren. Die Schuld liegt weder bei Herzog, der ja einen ihn ergänzenden Stabschef gewünscht hätte, noch bei Paravicini, der in der Stunde der Gefahr nicht einen politischen Streit entfachen wollte, sondern bei den politischen Führern, welche ihre Wünsche über die militärischen Erfordernisse stellten. Es ist heute noch nicht restlos abgeklärt, wieviele gewollte und ungewollte Steine die zivilen Behörden der Armeeleitung in den Weg legten. General Herzog war jedenfalls über das mangelnde Verständnis äußerst deprimiert, zog sich zeitweilig nach Aarau zurück und dachte ernsthaft an einen vollständigen Rücktritt.

Unter diesen Umständen müssen wir es als außerordentliches Verdienst bezeichnen, daß Paravicini mit einem nie erlahmenden Eifer alle nötigen Geschäfte besorgte, mochten sie auch etwa einmal in die Kompetenz des Generals fallen. Er blieb stets mit den Bundesbehörden in Verbindung, stellte Anträge über Truppenaufgebote, organisierte die Bewachung der Grenze, entsandte Spione und kümmerte sich um die Flüchtlinge. Auch er war mit dem Militärdepartement nicht zufrieden, wie der Briefwechsel mit dem in Aarau weilenden General vom Januar 1871 zeigt. Folgender Satz Paravicinis widerspiegelt das unerfreuliche Verhältnis sehr deutlich: «Ich bin ganz ebenso bereit, mich jeder Einmischung zu enthalten, als auch zu einer zweckmäßigen Einrichtung mit oder ohne Sold zu helfen, allein ich kann es nicht sehen, wenn es hapert.» Vierzehn Tage später trat die Bourbakiarmee über die Grenze. Paravicini nahm bekanntlich an den Verhandlungen mit General Clinchant nicht teil, er weilte meistens im Hauptquartier, das am 29. Januar nach Neuenburg verlegt wurde.

Der Bericht des Generalstabchefs, der unter dem Titel «Schweizerische Truppenaufstellungen 1870 und 1871» gedruckt wurde, zerfällt in zwei Teile; der erste wurde im Oktober 1870 abgefaßt, der zweite nach Schluß

der Mobilisation. Man hatte eben im Herbst 1870 die Mobilisation als beendigt betrachtet und sich mit ganz wenigen Bewachungseinheiten begnügt. Der General weilte inzwischen untätig in Aarau und übernahm das Kommando erst wieder am 20. Januar 1871.

Recht freundlich wirkt der Schlußsatz zum ersten Teil: «Der Unterzeichnete dankt hiermit auf das Aufrichtigste allen seinen Collegen und Untergebenen für ihre getreue und nachhaltige Unterstützung und empfiehlt sich auch für spätere Anlässe und in bescheidenerer Stellung ihrem freundlichen Wohlwollen.» In den Berichten selbst gelangt jedoch auch eine schärfere Sprache zur Anwendung, die Herzogs bittere, aber gerechtfertigte Anklagen unterstützt. Besonders gerügt wird die vernachlässigte Ausrüstung und dazu bemerkt: «Die Bundesbehörden haben übrigens – es sei dies hier rund heraus und nicht zum ersten Mal gesagt – in diesem Punkte auch gefehlt.» Die Kavallerie bezeichnet Paravicini als «Treibhauspflanze», und an der Infanterie tadelt er sowohl die ungenügende Ausbildung als auch die schlechte militärische Haltung; eine Schildwache mit der Hand im Sack sehe nicht besser aus als eine stramme. «Nonchalance ist keine Qualität», meint er abschließend. Die Sanität hätte im Kriegsfalle einer «radikalen Umstellung» bedurft. «Die Gesundheit der Truppen wäre noch eine weit bessere gewesen, wenn nicht Individuen ins Feld gestellt worden wären, die niemals hingehörten,» ist ein Satz, der mehrere Instanzen treffen mußte. Auch die Tierpflege lag im Argen: «Der Bericht des Oberpferdearztes wirft kein gutes Licht auf die ihm übertragene Branche.»

Überaus spitz sind die ebenfalls veröffentlichten Bemerkungen zu Berichten und Anträgen der Divisionen. Da lesen wir unter anderm folgendes: «Es muß vorerst mit dem alten Schlendrian bei den verschiedenen Verwaltungsabteilungen in Bern selbst aufgeräumt werden.» Einem Gesuch für Kurse von Wagenmeistern wird entgegengehalten: «Es scheint mir, der gesunde Menschenverstand und einige Unterweisung des Quartiermeisters sollten ohne Universität ausreichen.» Beim Wunsche, das Kommissariat möge verstärkt werden, steht: «"Verstärkt" an Geist, ja, an Zahl, nein.» Und hinter den Antrag, der Großrichter Oberstleutnant Hartmann sollte ersetzt werden, schreibt Paravicini: «Wird sich wohl finden.»

Mehrmals wird die Stellung des Generals beanstandet. Vor allem sei dessen Einverständnis zur Wahl des Generalstabchefs nötig, wenn man nicht auf eine Wahl durch die Bundesversammlung ganz verzichten wolle. Unbedingt müsse dem General das Recht eingeräumt werden, Truppen aufzubieten; mit dem gegenwärtigen System könne es ein nächstes Mal leicht schief gehen. Der gehandhabte modus vivendi zwischen Bundesrat und General sei weder historisch noch formell begründet und zudem nicht

zweckmäßig. Jetzt habe die Bundesversammlung dem General wohl die Verantwortung für das Vaterland anvertraut, aber ohne ihm die nötige Stellung zu verschaffen.

Die beiden obersten Heerführer verabschiedeten sich am Ende der Grenzbesetzung mit dem Gefühl gegenseitiger größter Wertschätzung. Wenn daraus keine besonders enge Freundschaft entstand, so waren nicht nur die verschiedenartigen Interessen daran schuld, sondern auch der Umstand, daß Herzog als Waffenchef der Artillerie bis 1893 weiterhin Dienst leistete, während Paravicini 1875 in einer Art und Weise ausgebootet wurde, die Heinrich Wieland als größten Undank bezeichnet, dessen eine Republik fähig sei. Der letzte Satz in Paravicinis Bericht zu Ehren Herzogs war genau so ehrlich gemeint wie die schärfsten Seitenhiebe an andere Adressen: «Vor allem möge unser teurer General seine hohen Begabungen in den Stunden der Gefahr wieder auf den Altar des Vaterlandes legen und die Überzeugung festhalten, daß ihm der Dank und die Verehrung desselben für immer gesichert sind.» Als General Herzog im September 1876 vom deutschen General von Werder mit einigen Schweizeroffizieren zu Manövern in der Bodenseegegend eingeladen wurde, nahm er wohl bewußt auch den auf die Seite geschobenen Paravicini mit.

Anlaß zum Verzicht auf Paravicinis fernere Mitarbeit im Militärwesen bot weniger die Tatsache, daß er sich an Offizierstagungen und in der Schweizerischen Militärzeitung mit seiner unzweideutigen Sprache über Mängel an den Reformbestrebungen, die 1875 zur Neuorganisation der Armee führten, äußerte. Er fiel hauptsächlich in Ungnade, weil seine Ansichten nicht mit denjenigen des neuen Sternes am Himmel der Armee, des Obersten Feiß, im Einklang standen. Dieser, ein übrigens sehr verdienstvoller Armeeführer, muß etwas rechthaberisch und unumgänglich gewesen sein, denn er geriet mit allen hohen Basler Offizieren seiner Amtszeit in Zwistigkeiten. Aus dem Nekrolog in der Militärzeitung erfahren wir, daß man 1875 Paravicini ersuchte, seine Entlassung einzureichen, wenn er nicht auf die «Ehrenberechtigung» seines Grades, das heißt auf den Titel «Oberst», verzichten wolle.

Daß die Armee reformbedürftig sei, war nach der Grenzbesetzung von 1870/71 jedermann klar. Die Bundesbehörden arbeiteten denn auch sofort eine neue Verfassung aus, nach der das Militärwesen völlig zentralisiert werden sollte. Der Entwurf wurde jedoch im Mai 1872 vom Volke verworfen. Dieser Entscheid bewog Paravicini, am Ende des Jahres mit einem Aufruf in der Militärzeitung zur Revision der Militärorganisation anhand der bestehenden Gesetze aufzumuntern. Der Artikel war von Heinrich Wieland mitunterzeichnet. Rudolf Merian, der dritte hohe Basler Offizier,

ließ in der ersten Nummer des Jahrganges 1873 unabhängig davon eigene Vorschläge erscheinen, mit denen sich Paravicini recht wohlwollend auseinandersetzte. In dieser Antwort wandte er sich nun auch gegen Oberst Feiß und Bundesrat Welti, weil die beiden nichts von vermehrter Instruktion wissen wollten, sondern sich auf die Neugliederung der Armee beschränkten.

Ein zweites Mal schrieb er 1874 an die Militärzeitung, zur elften Stunde, wie er eingangs bemerkte. Das neue Projekt gefiel ihm nicht. Die schnelle Mobilisation, der Haupttrumpf der Armee, schien ihm gefährdet. Der Wiedereinführung des Regiments konnte er nicht beipflichten, dieses sei ein unnötiges Rad am Wagen, das Reibung entwickle, aber nicht Kraft. Er hatte 1873 als Beobachter an deutschen Manövern gesehen, daß sämtliche taktischen Befehle direkt ans Bataillon gingen und schon damals in der Militärzeitung darauf aufmerksam gemacht. Den geplanten Generalstab nannte er aufgebauscht, und die Wahl des Generals gehörte für ihn an die erste und nicht an die letzte Stelle. Am Schluß kritisierte er die Eitelkeit der Jungen, die nichts Gescheiteres wüßten, als über die Vorurteile der Alten zu höhnen. – Die Antwort darauf war dann die Aufforderung zur Entlassung.

Von nun an beschränkte sich das militärische Interesse Paravicinis auf die Freundschaft zu mehreren deutschen Generälen, die ihn gerne zu ihren Manövern einluden und ihn, wenn sie sich in der Nähe der schweizerischen Grenze befanden, auch etwa in Basel besuchten. Er starb nach ganz kurzem Krankenlager einen Monat nach dem Hinschied seiner Gattin; drei von seinen sechs Kindern waren ihm im Tode vorausgegangen. Die Beerdigung hatte keinen militärischen Charakter, lockte aber trotzdem eine große Volksmenge in die Elisabethenkirche. Als Redner wird nur Pfarrer Sartorius erwähnt.

4. Rudolf Merian-Iselin, eidg. Oberst

(17. 10. 1820 – 4. 11. 1891)
Kommandant der IV. Armeedivision 1871–76

Wenn die Basler Nachrichten sich erlaubten, im Nekrolog zu bemerken, Merian sei «ein Original mit oft bizarren Anschauungen» gewesen und der Christliche Volksbote aus Basel feststellte, selbst seine Freunde hätten nicht immer mit ihm einig gehen können, gaben diese Blätter auch die Gedanken

Rudolf Paravicini

Rudolf Merian

der vereinigten Bundesversammlung wieder, die sich 1870 weigerte, den von General Herzog vorgeschlagenen Kandidaten zum Generalstabchef zu wählen, und ihre Sympathie ganz dem auf diesen Posten nicht gefaßten Obersten Paravicini bezeugte. Alle Zeitungen erwähnten Merians veraltete konservative Anschauungen, die er mit einer Hartnäckigkeit vertreten hatte, welche seiner Partei manchmal mehr ab- als zuträglich war. Vor allem wurde ihm vorgeworfen, daß er noch am Grundsatz klebe, wer bezahle, der befehle, und daß er immer noch der Ansicht sei, ein Staatsbeamter dürfe keinen Lohn beziehen, sondern müsse seine Arbeit als Ehre betrachten und gratis leisten. Was man sonst über ihn wußte, war nur Gutes, aber niemand fand sich bereit, dies laut zu sagen.

Mit seinem großen Vermögen hatte er es natürlich nicht schwer, derartige politische Ansichten zu vertreten. Die Tragik seines Lebens bestand darin, daß er trotz seiner finanziellen Unabhängigkeit Enttäuschung auf Enttäuschung auf sich nehmen mußte, privat, als Politiker und als Offizier. Gerade die Eidgenossenschaft zeigte bedauerlich wenig Entgegenkommen, um sich die Mitarbeit dieses hervorragenden militärischen Fachmannes zu sichern, obschon sie bei andern fähigen Armeeführern auch Konzessionen in bezug auf persönliche Eigenarten machen mußte. Keiner seiner Zeitgenossen kannte sich im ausländischen Militärwesen derart genau aus, und wohl sehr wenige konnten der Armee so viel Zeit zur Verfügung stellen wie gerade er.

Rudolf Merian war der Sohn von Johann Jakob Merian-Wieland, Teilhaber der bekannten Großhandelsfirma «Gebrüder Merian», die um die Jahrhundertwende trotz Napoleons Handelssperren zu bedeutendem Reichtum gelangte. Wie sein berühmter Vetter Christoph Merian, dessen Vater in der gleichen Firma arbeitete, erbte Rudolf ein Vermögen, das ihn aller finanziellen Sorgen enthob. Obwohl er davon ebenfalls einen Gebrauch machte, der ihm den Ehrennamen eines Wohltäters eintrug, erlebte er leider die Genugtuung nicht, deswegen geehrt oder gar beliebt zu werden. Seinen ersten Schulunterricht erhielt er in der Erziehungsanstalt Lippe auf Schloß Lenzburg, später besuchte er das Pädagogium in Basel. Nach anfänglichen Rechtsstudien an den Universitäten Heidelberg, München und Bonn wandte er sich der militärischen Laufbahn zu.

Schon zu Beginn seiner Karriere stieß er auf Schwierigkeiten. Im Protokoll des Militärkollegiums vom März 1849 wurde bei den Beförderungsvorschlägen der Offiziere für den eidgenössischen Generalstab bemerkt, es könnten alle Kandidaten empfohlen werden außer Herrn Rudolf Merian, Leutnant, der hier völlig unbekannt sei, in Basel keine Militärdienste geleistet habe und die nötigen «Requisiten» zu einer Beförderung nicht besitze.

Die heute zur Verfügung stehenden Quellen bestätigen, daß er in Basel nur die Rekrutenschule unter Lukas von Mechel absolvierte. Im Sommer 1848 besuchte er die eidgenössische Zentralschule, worauf er das Brevet eines zweiten Unterleutnants im Generalstab erhielt. Die fehlenden «Requisiten» dürften bedeuten, daß er keinen Beruf ausübte.

Wir wissen nicht, wer den Weg dann ebnete. Rudolf Merian erschien jedenfalls in den Offiziersverzeichnissen von 1852 als erster Unterleutnant im eidgenössischen Generalstab, 1853 als Oberleutnant, 1854 als Hauptmann und 1858 als Major. Seltsamerweise behaupten die Nekrologe, er sei bereits 1848 Hauptmann im eidgenössischen Generalstab gewesen, was altersmäßig zwar möglich wäre, aber nicht belegt ist. Da er ja an verschiedenen ausländischen Universitäten studierte und 1849, als das Militärkollegium seine Adresse nicht herausfinden konnte, an der Ecole d'Etat-Major in Paris weilte, ist die späte Laufbahn, wie sie sich aus den offiziellen Verzeichnissen ergibt, nicht anzuzweifeln. Sie fiel damals übrigens kaum besonders auf, denn viele Schweizer begannen ihren Dienst in der Heimat mit Verspätung, weil sie vorher einem fremden Heere verpflichtet waren.

Der Irrtum könnte auf einer Verwechslung mit Geniehauptmann Rudolf Merian beruhen, die der National-Zeitung anläßlich des Offiziersfestes von 1851 passierte. Eine Degradierung wegen Nichtteilnahme am Sonderbundskrieg fällt außer Betracht, denn sein Name fehlt bei den Aufzählungen der betreffenden Offiziere.

Die Grundlage zu seinem raschen Aufstieg schuf er sich kurz nach seiner Rückkehr aus Frankreich an der Jahresversammlung der Schweizerischen Militärgesellschaft in Basel Ende Mai 1851. Der in der Militärzeitung und im Intelligenzblatt als Leutnant bezeichnete Rudolf Merian durfte vor den 350 anwesenden Offizieren seine Arbeit «Das Jägergewehr für die Schweiz» vortragen. Die Versammlung beschloß darauf die Veröffentlichung des Referates in der Schweizerischen Militärzeitung und dessen Einsendung an das Militärdepartement zur «gutfindenden Beachtung». Merian empfahl das vom französischen Hauptmann Minié (auch Mignet) entwickelte Gewehr, weil es präzis und billig sei. Teure Gewehre wie etwa dasjenige des Baslers Sauerbrey nützten nach seiner Meinung nur den besten Schützen, für das Gros der Armee kämen sie nicht in Frage. Er wandte sich nicht gegen die Beibehaltung der Scharfschützen mit Spezialwaffen, aber er bezeichnete sie als Hilfstruppe. Der moderne Krieg verlange eine große Zahl guter Durchschnittssoldaten, wie sie im Ausland in Jäger- oder Tirailleurkompanien zusammengefaßt würden. Für dieses Hauptelement im neuen Angriffskrieg genügten die alten Ordonnanzwaffen nicht mehr. Mit dem ihm eigenen Eifer hatte er nicht nur in Frankreich Studien betrieben und Demonstra-

tionen besucht; er war bis nach Caserta gereist, um Unterlagen zu sammeln.

Das Referat trug ihm nicht nur den Ruf eines erstklassigen Fachmannes ein, es führte ihn auch mitten in den Meinungsstreit, der die Infanterieoffiziere noch jahrelang beschäftigte. Es gab in den beiden kommenden Jahrzehnten wohl keine Waffenkommission, in der man Merian nicht einen Sitz eingeräumt hätte, und in diesen Gremien erwarb er sich das Zutrauen und die Freundschaft von Hans Herzog, der ihn dann eben zum Generalstabchef vorschlug. Die Diskussion über das Jägergewehr zog sich in der Militärzeitung noch über längere Zeit fort, dann kamen neue Probleme wie die gezogenen Läufe, neue Visiere, Repetiergewehre, die Merian bis an sein Lebensende beschäftigten. Selbstverständlich war er selbst ein guter Schütze.

Durch Ratsbeschluß vom 28. März 1855 wurde er, wie Paravicini bereits als Hauptmann, zum Mitglied des Militärkollegiums gewählt. Dies war der Anfang seiner Mitarbeit im Basler Gemeinwesen. Von 1858 bis zu seinem Tode gehörte er für das St. Albanquartier dem Großen Rate an, was angesichts der großen Opposition erstaunlich ist. 1861 übernahm er das Präsidium des Militärkollegiums, nachdem er im gleichen Jahre schon in den Kleinen Rat gewählt worden war. Der Rücktritt von diesen beiden Ämtern erfolgte 1868. Die Liste der Kommissionen ist etwas bescheidener als bei Paravicini, aber dennoch sehr ansehnlich. Eine besondere Vorliebe schien er für die Reitschule zu hegen. Längere Zeit saß er im Kriegsgericht, sowohl als Mitglied wie auch als Großrichter. Etwas außerhalb seines Arbeitsfeldes lag die Inspektion des Humanistischen Gymnasiums, der er mehrere Jahre angehörte. Im Protokollbuch des Militärkollegiums fällt er durch seine regelmäßigen langen Absenzen zur Sommers- und Herbstzeit auf. Die Abwesenheit rührte nicht davon her, daß er in Altstadt bei Luzern ein Sommerhaus besaß, denn nach seinen Briefen zu schließen, pflegte er von dort jeweils nach Basel zu fahren, wenn eine wichtige Sitzung stattfand. Vielmehr reiste er in jener Zeit oft ins Ausland, sei es, um neue Waffen auszukundschaften, oder um den Spuren eines Feldzuges nachzugehen.

Neben seiner zeitraubenden Arbeit für die Bewaffnung der Armee beschäftigte er sich noch mit strategischen Problemen. Er gehörte zu jenen sechzehn Offizieren, die im Juli 1859 auf Geheiß des Oberinstruktors Hans Wieland zu Pferd in drei Wochen die Südwestgrenze rekognoszierten. Der Weg führte vom Traverstal über Ste-Croix ins Dappental und von dort nach Genf. Von hier aus wurde die Grenzgegend bis nach St. Maurice untersucht. Beim Truppenzusammenzug von 1860 versah er den Dienst als Adjutant des Übungsleiters Oberst Denzler. Bezeichnenderweise ernannte ihn die Schweizerische Militärgesellschaft damals zum Preisrichter eines Wettbewerbs über die Frage: «Welchen Wert hat die Position von St.

Maurice nach dem Erwerb Nordsavoyens durch Frankreich?». 1864 weilte er in Frankreich und Italien, wie aus einem an Hans Herzog gerichteten Brief mit fachlichen Neuigkeiten zu entnehmen ist. Ein Jahr vor dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges begab er sich auf die Schlachtfelder des preußischen Feldzuges von 1866, was ihn für den Posten des Generalstabchefs ganz besonders qualifiziert hätte. Er veröffentlichte einige Ergebnisse in der Militärzeitung und hielt darüber in der Basler Militärgesellschaft einen Vortrag. Seine schon früher geäußerte Ansicht, die Entscheidung hänge mehr denn je von einer guten Infanterie ab, fand er voll und ganz bestätigt. Er forderte deshalb vermehrte Zentralisation und bessere Instruktion, stieß aber auf viele taube Ohren, denn manche Offiziere glaubten, den Sieg Preußens einfach den bessern Waffen zuschreiben zu dürfen.

1861 erfolgte die Beförderung zum Oberstleutnant und 1866 zum Obersten. Zum erstenmal wurde ihm nun ein Kommando übertragen, er erhielt die Infanteriebrigade 16. Bereits im folgenden Jahr kehrte er jedoch wieder zur Stabsarbeit zurück, und zwar als Stabchef der I. Division Egloff, in der er auch die Grenzbesetzung von 1870 erlebte. Da der Divisionskommandant bei der Mobilmachung nicht sofort einrückte, übernahm er das Kommando bis zu dessen Eintreffen. Als schwachen Trost für die durch die Bundesversammlung bezeugte Unbeliebtheit übertrug ihm das Militärdepartement für die erste Zeit telegraphisch das Platzkommando Basel; das Divisionskommando befand sich ebenfalls in seiner Heimatstadt. Der rege schriftliche Verkehr mit der Regierung bewies, daß Merian sich nach außen nicht das geringste Gefühl der Verärgerung anmerken ließ. Mit einem Ordnungssinn ohnegleichen kümmerte er sich um die kleinsten Einzelheiten. Da gab es Schwierigkeiten zwischen der Polizei und angeheiterten Soldaten, oder es mußte festgesetzt werden, wieviele deutsche Gendarmen auf Schweizerboden zu tolerieren seien. Weil zu wenige Truppenärzte vorhanden waren, bot Merian Zivilärzte auf. Viel zu schreiben gaben die sechs Zelte, die Oberst Bachofen im Basler Zeughaus geholt und im Baselbiet verwendet hatte. Einmal ersuchte Merian die Polizei, sie möge durch «einen sichern Mann» untersuchen lassen, was für eine Bewandtnis es mit den gemeldeten Truppenverschiebungen im Wiesental habe.

Im Militärdepartement schien man ebenfalls bereit zu sein, die verunglückte Wahl zu vergessen, denn im Sommer 1871 erhielt Merian, wenn nicht die Aufforderung, so doch die Erlaubnis, die großen Manöver in Italien zu besuchen, und anschließend übertrug man ihm das Kommando der IV. Division.

Bei der Diskussion um die notwendige Armeereform, die nach der Grenzbesetzung recht hohe Wellen schlug, meldete er sich ebenfalls zum

Wort. Anfangs 1873 schrieb er in der Militärzeitung: «Es ist wohl hart, dem Volke zu sagen, daß es in Hinsicht unserer Wehrkraft in einem süßen Wahne gelebt habe; ihm zu gestehen, daß sie den Anforderungen nicht entspricht, und mehr Zeit und Geld auf sie verwendet werden muß.» Wenn es zu spät sei, werde das Volk sicher sagen, die Armee habe es betrogen, sonst hätte es «mit Vergnügen» die finanziellen Mittel bereitgestellt. Die Nachbarn dürften nicht unterschätzt werden, sie kämpften nicht mehr mit Söldnerheeren, sondern mit der Elite ihres Volkes. Die Schießkunst sei nicht mehr Alleingut der Schweizer. Der Verbesserungsvorschlag Merians wich von der landesüblichen Meinung ab. Er forderte den Verzicht auf die Dreiteilung der Armee in Auszug, Landwehr und Landsturm zugunsten einer Zweiteilung in Auszug und Reserve. Die Stellung der Kompanie wollte er verselbständigen, und als größten Fehler der alten Militärordnung bezeichnete er die ganz ungenügenden Machtbefugnisse der Divisionskommandanten.

Kurz vorher hatte er eine kleine Fehde mit Oberst Feiß ausgefochten, den wir als Gegner Paravicinis kennen. Dieser hatte anonym eine Schrift über die militärische Bedeutung der Jurabahnen erscheinen lassen. Das Thema war deshalb aktuell geworden, weil das Elsaß jetzt von Preußen verwaltet wurde und die Schweiz nach einer direkten Verbindung mit Frankreich suchte. Feiß behauptete nun, es käme nur eine Linie von Delsberg über St. Ursanne nach Delle in Frage, wie sie dann tatsächlich gebaut wurde. Da ließ Merian 1872 eine Gegenbroschüre drucken, wobei er seinen Namen nicht verheimlichte. Er verwahrte sich darin gegen die Anmaßung, mit militärischen Argumenten finanzielle und politische Vorteile herausholen zu wollen. Er deutete sogar an, es stecke nicht die Landesverteidigung sondern die französische Bahngesellschaft Paris-Lyon-Méditerranée dahinter. Eine Linie von Laufen durch das Lützeltal schien ihm gerade so zweckmäßig. Militärisch gesehen waren ihm beide Linien genau gleich gefährdet, und der Neutralität tat weder die eine noch die andere Abbruch. Heinrich Wieland unterstützte diese Schrift, indem er seinen Namen hinzufügen ließ, so daß er dann ebenfalls auf der schwarzen Liste von Herrn Oberst Feiß zu finden war.

Das militärisch wichtigste Ereignis in Merians Karriere war der Truppenzusammenzug im September 1873, wo er seine Division zum erstenmal kommandieren konnte. Diese Manöver sind deshalb in die schweizerische Militärgeschichte eingegangen, weil er die Schiedsrichter einführte, auf die seither niemand mehr verzichtete. Neu war ferner, daß die Parteien ihre Rollen vorher nicht einstudieren konnten; erstmals übte man hier die Entwicklung zum Gefecht aus der Marschkolonne und verzichtete damit auf

die bisher üblichen Parademanöver. Der letzte Divisionsbefehl, in dem der Kommandant der Truppe zu danken pflegte, lautete weniger günstig als bei andern Übungsleitern. Das war man aber von Merian gewohnt, überall wurde behauptet, man habe ihn nie zufriedenstellen können; er war stets geachtet, aber nicht beliebt. So bemerkte er denn, daß die Leistungen im allgemeinen nicht «den Anforderungen der höhern Kriegskunst» entsprachen, daß man hingegen viel marschierte und stets rechtzeitig am befohlenen Ort ankam. Dem üblichen Schlußsatz: «Lebt wohl, und vergesset euern Kommandanten nicht», fügte er noch bei: «er war stets bemüht, für Euer Wohl zu sorgen, sein eifriges Streben wird auch ferner sein, der Division einen ehrenvollen Namen zu sichern». Die berühmten Manöver fanden im Raume Murten-Freiburg statt.

Bei der Neueinteilung der Armee im Jahre 1875, die unter anderm dem Kanton Basel Stadt das Bataillon 54 brachte, durfte er die IV. Division behalten; die Truppen stammten hauptsächlich aus dem Kanton Luzern, dazu kamen Berner und Innerschweizer. Sein besonderes Augenmerk richtete er auf die Schießausbildung. Er stiftete Prämien und stellte eine Schießordnung auf, die von der Armee noch jahrelang benützt wurde. Große Anerkennung fand die mit seinen Mitteln aufgebaute Militärbibliothek für die Offiziere der Division. Sein Kreisinstruktor, Oberst Rudolf, unterstützte ihn nach Kräften, was damals nicht unbedingt selbstverständlich war.

Da kam es bereits 1876 zu seinem Rücktritt. Wir sind über die ganze Affäre schon deshalb gut unterrichtet, weil Merian den Briefwechsel mit den Bundesbehörden auf eigene Kosten drucken und an die Offiziere der Division verteilen ließ. Er ersuchte sie aber, sich über das Gelesene auszuschweigen, und dies wurde von allen eingehalten. Seine Untergebenen hatten übrigens eine Versammlung einberufen, an der beschlossen wurde, ihn zum Bleiben zu bitten, doch vermochten sie ihn nicht zu bewegen, seine Ansicht um ihretwillen zu ändern.

Aus dem 55 Seiten umfassenden, 1876 bei Schweighauser gedruckten Büchlein mit dem Titel «Mein Abschied von der IV. Armeedivision» geht hervor, daß alle Divisionskommandanten mit ihrer ungenau umschriebenen Stellung unzufrieden waren. In ihrem Auftrag schrieb im Juni 1876 Oberstdivisionär Rothpletz, ein bekannter Truppenführer und Professor an der Eidgenössischen Technischen Hochschule, eine Beschwerde an die Bundesräte. Er ging von der Ungerechtigkeit aus, daß man den Brigade- und Divisionskommandanten nur den ihnen zukommenden Sold zubilligte, wenn sie mit ihrer Einheit im Dienste standen, sie sonst jedoch zu den Obersten zählte. Die Einwände des Militärdepartementes, der Ausdruck

Oberstdivisionär bedeute nur eine Funktion und nicht einen Grad, widerlegte Rothpletz mit dem Hinweis darauf, daß 1875 das Oberstenbrevet jedes Divisionärs durch ein solches mit dem Titel «Oberstdivisionär» ersetzt worden sei. Er berief sich auf den Text des Oberstdivisionär-Brevets, wonach jedermann den Befehl erhielt, den Besitzer in dieser Eigenschaft anzuerkennen, und forderte den Bundesrat auf, feststellen zu lassen, wer es gewagt habe, in «noch nie dagewesener Weise» in einem offiziellen Aktenstücke «unrichtige Daten zu verbreiten».

Als der Bundesrat auf diese Herausforderung nicht reagierte, zog sich Rothpletz, der eben nicht über jenen finanziellen Rückhalt verfügte, zurück und überließ den Kampf Merian, der bereit war, es auf Biegen oder Brechen ankommen zu lassen. Er hatte keine wesentlich neuen Argumente beizufügen. Ausführlicher als Rothpletz gab er der Enttäuschung vieler höherer Offiziere Ausdruck, daß man in der Schweiz bei der Neuorganisation nicht mit dem System der «bureaukratischen Centralisation» aufgeräumt und es durch jene Methoden ersetzt habe, die nach deutschem Vorbild nun in allen Armeen mit Nutzen angewendet würden. Es schien ihm unlogisch, den Divisionskommandanten im Frieden jede Bewegungsfreiheit zu versagen, ihnen im Ernstfall aber dann plötzlich die gesamte Verantwortung zu überbürden.

Nachdem der Bundesrat im Hochsommer Merian geantwortet hatte, es hätte nie in der Absicht der Behörden gelegen, einen neuen Grad zu schaffen, bat er in einem Schreiben vom 7. August um die Entlassung. Er stellte fest, er sei ja überhaupt nicht mehr Offizier, denn sein Oberstenbrevet sei hinfällig geworden und das Oberstdivisionär-Brevet drücke keinen Grad aus. Eine neue Beförderung zum Obersten werde er nicht annehmen. Da seine Ansichten «im vollständigen Widerspruch mit den jetzigen Intentionen dieser Behörde» ständen, bat er um sofortige Bekanntgabe des Namens eines Offiziers, dem er die Divisionsakten überreichen könne. Der Bundesrat bat ihn nur, die Geschäfte «freiwillig» bis Jahresende weiterzuführen, worauf er auf der sofortigen Entlassung beharrte.

Am Tage, nachdem er im Bundesblatt seinen Austritt gelesen hatte, erhielt er vom Bundesrat ein Schreiben, worin er ersucht wurde, sein Entlassungsbegehren zurückzuziehen. Durch einen Fehler des Militärdepartementes war nun die ganze Angelegenheit an die Öffentlichkeit gelangt. Es erhob sich ein größeres Rauschen im schweizerischen Blätterwald, ein Rauschen, über das er sich im großen und ganzen freuen durfte. Wahrscheinlich hatten seine untergebenen Offiziere den Bundesrat etwas milder gestimmt, jedenfalls hatten sie Merian gebeten, er möge sein Rücktrittsbegehren zurückziehen. Dieser machte darauf seine Bereitschaft von der

Regelung der Brevetfrage abhängig. Da schrieb ihm Bundesrat Welti am 6. Oktober, man könne in Bern nicht mehr darauf eingehen. «Vielmehr müssen wir von Ihnen eine bestimmte und unumwundene Verlautbarung darüber uns erbitten, ob wir Ihr Entlassungsbegehren nunmehr als zurückgezogen betrachten dürfen oder nicht.» Beide wußten, wie die Antwort lauten mußte. Der Presse fiel auf, daß Oberst Feiß, nachdem er mehrmals als Sündenbock hingestellt worden war, es als nötig erachtete, in einer Zuschrift an den Winterthurer Landboten zu beteuern, er habe sich nicht in diesen Streit eingemischt. Zeitungen aller Parteien hofften, Merian würde sich in einem Ernstfall wieder zur Verfügung stellen. Für einmal achtete man seine Originalität und die mangelnde Biegsamkeit, die sonst so rasch jedermann erbitterten.

Nach seinem Rücktritt setzte sich Merian an den Schreibtisch und verfaßte jenes Buch, auf das die Armee stets vergeblich gewartet hatte. Ende 1877 erschien es: «Versuch einer Schießtheorie für schweizerische Offiziere der Infanterie und Cavallerie, den Offizieren der IV. schweizerischen Armee-Division gewidmet zum Andenken an ihren früheren Divisions-Commandanten». Wie man es erwartete, übernahm er die Druckkosten; bereits 1880 konnte eine dritte, von 62 auf 92 Seiten vermehrte Auflage in Druck gehen. Im Vorwort bemerkte er, er sei bestrebt, die richtige Mitte zu treffen zwischen den Ansprüchen der Wissenschaft und den gegebenen unabänderlichen Verhältnissen.

Das mit Tabellen und Zeichnungen versehene Werk vermittelte in übersichtlicher Art Kenntnisse, die selbst viele Instruktoren nicht zu bieten vermochten. Eingehend befaßte er sich zuerst mit den physikalischen Problemen, der Triebkraft, der Schwerkraft und dem Widerstand der Luft. Dann erörterte er die Rotation, die gezogenen Läufe, die Visiere und die Trefferwahrscheinlichkeit. Jeder Waffenfreund wird noch heute gerne in dem Buche blättern. Besonders fällt auf, was für Aufträge man damals der Infanterie noch zumutete. So stellte Merian fest, ein guter Schütze könne aus 1500 m Distanz beim Schießen auf ein angreifendes Bataillon mit 80 % Treffern rechnen; er meinte allerdings die Scharfschützen mit Spezialgewehr. Anderseits mußte man das Schnellfeuer nach einer halben Minute wegen der starken Rauchentwicklung, welche die Sicht beeinträchtigte, unterbrechen. Sorgen bereitete ihm der Munitionsnachschub für die neuen Repetiergewehre. Deshalb schlug er vor, mit dem Feuerbeginn möglichst lange zu warten.

Die Jahre 1875 und 1876 verliefen für die Armeeleitung recht stürmisch, denn Paravicini und Merian waren nicht die einzigen, die ihren Rücktritt erklärten. Im Herbst 1876 wurde Oberstdivisionär Gingins zum Verzicht

auf seinen Posten gezwungen, da er sich nicht an die neuen Rekrutierungsvorschriften gehalten hatte. Schließlich trat auf Jahresende Oberstdivisionär Aubert zurück, der überall zu den besten Kommandanten gezählt wurde. Oberst von Büren unterbreitete dem Bundesrat den Vorschlag, die Armee von acht auf sechs Divisionen zu reduzieren, «um den Deficits zu begegnen, ohne die Tüchtigkeit der Armee zu benachteiligen».

Ergreifend ist die Anhänglichkeit, die Merian General Herzog bis zum Tode bewies. Die 54 im Staatsarchiv Aarau liegenden Briefe aus Basel und Altstadt, welche zwar der Form nach angemessene Distanz wahren, reden von Freuden und Sorgen, die man nur mit zuverlässigen Freunden bespricht. Es war Merian nicht gegeben, wie Hans Wieland dem schwermütigen Herzog Mut und Zuversicht einzuflößen. Je älter Merian wurde, desto mehr schien er alles, was jener aufgebaut hatte, wieder abzubrechen. Seine Teilnahme bestand in einem besondern Verständnis für alle Enttäuschungen. Mit militärischer Pünktlichkeit schickte er seit etwa 1860 auf Weihnachten ein selbst geschossenes Reh nach Aarau, ein Symbol des Trostes, den er mit Worten nicht auszudrücken vermochte. Das Begleitschreiben erinnerte nämlich den Empfänger oft mehr an die Enttäuschungen als an die Festzeit. So lesen wir schon 1864: «Obschon ich wohl weiß, daß Sie leider gegenwärtig nicht festlich gestimmt sein werden, so kann ich mir auch auf dieses Jahr das Vergnügen nicht versagen, Ihnen ein Stück aus meiner Jagd zu schicken.» 1874 beginnt der Brief mit folgendem Satz: «Mit heutiger Post habe ich mir erlaubt, Ihnen wieder einen Weihnachtsbraten zu schicken; obschon er diesmal etwas klein ausgefallen, hoffe, er werde ihnen doch gut schmecken. Wie bei den Menschen so auch bei den Rehen sind die größten nicht immer die besten. Sie haben in diesem Jahr viel Ungemach zu erdulden gehabt....» Im Jahre 1888 erschien das Reh bereits im November, mit der rührenden Entschuldigung, er müsse aus Altersgründen nun wegen der Kälte früher jagen, aber die Rehe seien im November am besten.

Eine große Anzahl der Briefe vermittelte Herzog Neues über Waffen aller Art. Es kamen jedoch auch andere militärische und politische Probleme zur Sprache. Von Bundesrat Fornerod behauptete Merian, er besitze als Militär keine Autorität. Auch auf dessen Vorgänger Stämpfli, unter dem er einmal hatte demissionieren wollen, war er nicht gut zu sprechen. Selbst noch als Divisionskommandant hielt er vom Bund nicht viel. 1874 schrieb er, Herzog solle sich nicht überarbeiten, denn «der Mensch lebt nur einmal und in Bern preßt man die Leute gern aus wie Citronen». Als er 1876 den Weihnachtsbraten schickte, meinte er: «Ich will Sie nicht zum Austritt anreizen, aber die Überzeugung kann ich nicht umhin auszusprechen, daß keine Hoffnung zur Besserung mehr ist. Meiner Ansicht nach wird alles Militärische

von Jahr zu Jahr mehr verfallen...» 1877 stellte er fest, er sei «vollständiger Pessimist» geworden. Scharf wandte er sich 1879 gegen eine Motion Riniker, vermehrt Befestigungen zu erstellen: «Darum keinen Centime für diese sogenannte Landesbefestigung». Wenn die lebendigen Schweizer ihr Territorium nicht mehr verteidigen könnten, nützten auch die wenigen Forts nichts, sie würden nur in neue Zwing-Uri umgewandelt. Diese Meinung vertrat er noch mehrmals.

Besonders harte Worte fielen in den letzten Jahren über seine politischen Gegner. Für Bern wünschte er sich 1879 einen Geist der Gerechtigkeit, Biederkeit und Frömmigkeit statt der demokratischen Phraseologie. Bitter klang 1880 die Frage: «Ist aber mit unserer demokratischen Politik ein ordentliches Offizierskorps und ein wirklich militärischer Korpsgeist eine Möglichkeit?» Über ein neues Geschütz vertrat er 1883 die Ansicht, dieses könnte zur Verstärkung der Wehrkraft dienen, aber ob so etwas bei den «schlechten politischen Einrichtungen» überhaupt etwas nütze, sei eine andere Frage. Von den Obersten Künzli und Riniker behauptete er, sie seien wohl Politiker und Demagogen, aber keine Generäle. Enttäuscht schrieb er 1887: «Wir sinken jedes Jahr mehr in den sozialdemokratischen Abgrund und haben nirgends eine Stütze, am allerwenigsten in der Bundesregierung. Da kann einem das Leben wohl verleiden!»

Erst bei seinem Tode, der ihn überraschend erreichte, erfuhr die Öffentlichkeit auch etwas über seine Wohltätigkeit. Er war Präsident der Gesellschaft für Arbeiterwohnungen gewesen, die im Bachlettenquartier und am Bläsiring Häuser erstellen ließ. Tatkräftig hatte er bei der Gründung von Speiseanstalten mitgewirkt. Zur Tilgung der Bauschuld der Kunsthalle steuerte er 80 000 Franken bei; stets zeigte er eine offene Hand für künstlerische Bestrebungen und gemeinnützige Institutionen. Als seine Ehe kinderlos blieb, adoptierte er die Tochter eines preußischen Edelmannes namens von Blomberg.

An der Beerdigungsfeier in der Elisabethenkirche redeten Pfarrer Preiswerk und Präsident Sarasin vom Kunstverein. Ein paar Tage später erschien in den Zeitungen das Testament, in dem Rudolf Merian 100 000 Franken der Gemeinnützigen Gesellschaft vermachte, übrigens mit einer langen Liste, wie das Geld zu verteilen sei. Die Presse nahm das hochherzige Vermächtnis derart kühl zur Kenntnis, als sei man gerade noch bereit, sich von einem so mißratenen Sohn der Stadt überhaupt beschenken zu lassen. Das Merian-Iselin-Spital geht auf ein gleich hohes testamentarisches Geschenk zurück, das seine Gattin Adelheid Merian-Iselin 1901 der Gemeinnützigen Gesellschaft hinterließ.

5. Heinrich Wieland, Oberstkorpskommandant

(7. 2. 1822 – 3. 4. 1894)
Kommandant der VIII. Division 1890, des IV. Armeekorps 1891–94

Die beiden Brüder Hans und Heinrich Wieland sind die einzigen, welche während ihrer Dienstzeit vom Tode überrascht wurden. Gemeinsam waren ihnen eine unerschütterliche Liebe zu ihrem Beruf und der Mut, auch dann zu ihrer Meinung zu stehen, wenn dies Unannehmlichkeiten brachte. Vorteilhaft wirkte sich aus, daß sie sich nicht wie Merian von den Enttäuschungen zu einem stets größeren Pessimismus verleiten ließen, sondern die Pflicht zu dienen über alle andern Erwägungen stellten. Beide hielten übrigens Burckhardt, Paravicini und Merian in hohen Ehren und durften ihrerseits deren Zuneigung entgegennehmen.

Im Gegensatz zu Hans erlebte Heinrich als einer der letzten hohen Schweizer Offiziere mit Fremdendiensterfahrung das Abenteuer und das Leid des Krieges bis in alle Einzelheiten. Unter seinem Kommando starb ein Sohn des ihm vorgesetzten Generals von Mechel, und er selbst wurde schwer verwundet. Er kämpfte nicht in einer siegreichen Armee, erhielt dafür jedoch einen eindrücklichen Anschauungsunterricht, wie es gehen kann, wenn der Verteidigungswille fehlt. Er erlebte aber auch, was man alles noch erreichen kann, wenn man unbedingt will. Die Gabe, mit der Feder und im Vortrag das Publikum mitzureißen, besaß er nicht im selben Maße wie sein Bruder, dafür bewies er jenen Takt und jene Überlegenheit im Urteil, die man den spätern Basler Kommandanten nachrühmt. Sein Aufstieg ging nicht so reibungslos vonstatten wie bei Hans, er konnte sich hingegen in seinen letzten Jahren einer Hochachtung und Verehrung erfreuen, die die Öffentlichkeit seinen Vorgängern versagt hatte.

Es war vorgesehen, Heinrich Wieland die kaufmännische Laufbahn einschlagen zu lassen, doch bald nach der Lehre trieb es ihn zum Militärdienst. Wahrscheinlich wäre er ebenfalls ein ausgezeichneter Kaufmann geworden, denn an Organisationstalent fehlte es ihm nicht. Französisch und Italienisch sprach er gleich geläufig wie die Muttersprache und zudem fließend Englisch. Das Militärdepartement setzte ihn denn auch in allen Landesgegenden ein.

Wie alle Basler Infanteristen seiner Zeit absolvierte er die Rekrutenschule in der Klingentalkaserne. Schulkommandant war im Mai 1842 zum erstenmal Major Johann Lukas von Mechel, der Heinrich Wieland besonders beeindruckt haben muß; denn als Mechel das Kommando der Standestruppe

übernahm, trat Wieland, welcher 1846 das Leutnantbrevet erworben hatte, in seine Dienste. Während der zwei Jahre bei den «Stänzlern» ereigneten sich die badischen Aufstände. Diese boten 1849 Oberleutnant Wieland Gelegenheit, von Riehen aus für die Stadt Spionage zu treiben. Als Mechel sich 1850 in neapolitanische Dienste anwerben ließ, folgte ihm Wieland mit ein paar andern Baslern. Der überlebende Sohn Hans von Mechel, welcher nach seiner Rückkehr in die Schweiz ebenfalls zum Obersten avancierte und lange Jahre Basler Kreiskommandant war, veröffentlichte 1896 einen lesenswerten hundertseitigen Bericht über die zwölf Jahre im Süden, unter dem Titel «Erinnerungen an Oberst Heinrich Wieland».

Da der Artikel 11 der Bundesverfassung von 1848 Militärkapitulationen verbot, organisierte Mechel einige Werbezentren für sein 13. Jägerbataillon auf ausländischem Boden, aber in der Nähe der Schweizergrenze. Heinrich Wieland reiste im Mai 1850 von Basel ab und erhielt den Auftrag, Soldaten in Lecco zu sammeln, bevor er seine Stelle als Instruktor in der Kaserne Maddaloni, zwischen Caserta und Neapel gelegen, antreten konnte. Mit seiner Gefechtsausbildung machte er sich bald einen Namen, so daß er 1853 zum aide-major und 1856 zum Hauptmann der 1. Zentrumskompagnie befördert wurde. Lange Wachtdienstperioden in Neapel, die volles Auskosten des gesellschaftlichen Lebens erlaubten, wechselten mit Ausbildungsepochen, in denen die Soldaten wieder zur Disziplin und Kampftüchtigkeit angehalten werden konnten. Zweimal erhielt er einen mehrmonatigen Heimaturlaub; 1858 befand er sich unter den Zuschauern am Truppenzusammenzug bei Malans.

Das Jahr 1859 setzte der friedlichen Zeit ein Ende. Als im Frühjahr König Ferdinand II. von Neapel starb und der 24jährige Sohn Franz II. den Thron bestieg, vermehrten sich die Anzeichen, daß bald mit einem kriegerischen Unternehmen gegen die Krone gerechnet werden müsse. Im Juli kam es in Neapel zu der bekannten Fahnenmeuterei eines Teils der Schweizertruppen, nachdem der Bundesrat beschlossen hatte, sämtliche eidgenössischen und kantonalen Abzeichen seien auf den Fahnen der Fremdenregimenter zu entfernen. Mechels 13. Jägerbataillon blieb dem Aufruhr fern und erhielt den unangenehmen Auftrag, auf die tobenden Landsleute zu schießen. Heinrich Wieland hatte anschließend das Bataillon von einigen zweifelhaften Leuten in den eigenen Reihen zu säubern. Der tragische Zwischenfall endete mit der Auflösung aller Schweizerregimenter und Bataillone.

Mit dem bescheidenen Rest, der trotzdem gewillt war, weiterhin für die Sache der Krone einzustehen, gründete Mechel sofort das 3. Fremdenbataillon, wobei er Wieland das Kommando über eines der beiden Halb-

bataillone übertrug. Während das Offizierskorps rein schweizerisch war, mußte der Mannschaftsbestand mit Söldnern aus andern Ländern auf die nützliche Höhe gebracht werden. Den Einheiten Wielands wurde die Stadt Avellino zugewiesen; sie setzten sich nur aus Schweizern zusammen, wurden aber im Mai 1860 in Salerno vor der Abfahrt nach Sizilien durch eine Neueinteilung internationalisiert. Die Einschiffung nach Palermo und die sofortige Weiterfahrt nach Castellamare erfolgten ein paar Tage zu spät. Wieland ging zuerst an Land. Durch ausgesandte Patrouillen mußte er erfahren, daß man sich bereits im Rücken Garibaldis befinde, so daß nur eine rasche Umkehr mit dem Schiff nach Palermo übrig blieb. Von dort aus begann eine tagelange vergebliche Suche nach dem Gegner, bis dieser inzwischen in die Hauptstadt eindringen konnte. Die verräterische Rolle der königlichen Armeeleitung trug wesentlich zu diesem Erfolg Garibaldis bei. Wieland, der unter anderm einmal im berühmten Kreuzgang von Monreale biwakierte, geriet in große Verpflegungsschwierigkeiten und mußte sich durch Einführung der Prügelstrafe Achtung verschaffen. Seine Heldentat, ein verlustreicher Barrikadenkampf bis ins Zentrum Palermos hinein, erwies sich als völlig nutzlos, da ihm kurz vor dem Ziel ein Waffenstillstandsbefehl überreicht wurde.

Der Kampf auf dem Festland verlief gleich enttäuschend. Ein neapolitanischer General nach dem andern verschwand, und während die königlichen Truppen durch sinnlose Märsche ermüdet und zum Teil irregeführt wurden, konnte Garibaldi auf dem Stiefel Fuß fassen und sich sogar der Eisenbahn bedienen. Daß Mechel vom König zum General befördert wurde, half natürlich nicht viel. Wieland zeichnete sich besonders durch die Hinhaltekämpfe bis zum Fluß Volturno aus, wobei es vorkam, daß die Zivilbevölkerung bereits auf die Truppen schoß. Am 30. September kommandierte er das erfolgreiche, aber mangels nachstoßender Kräfte nutzlose Gefecht bei Ponte della Valle, dem Aquaedukt für die Gärten des königlichen Palastes in Caserta. Hier fiel Hauptmann Emil von Mechel, und hier erhielt Wieland einen Beinschuß. Aus dem Spital in Amorosi wurde er beim weitern Rückzug der Armee ins Festungsspital Gaeta verbracht.

Nach einem guten Monat Krankenlager wollte er wieder Dienst leisten, was sich, nachdem die königliche Familie und die letzten treuen Truppen in der Festung Gaeta eingeschlossen waren, mit Krücken bewerkstelligen ließ. Er wurde rückwirkend auf den 1. Juli zum Major befördert und erhielt das Kommando über die dagebliebenen Fremden, denen die Festung Vico anvertraut war. Mit Eifer erlernten alle die Bedienung der Kanonen; an Übungsmöglichkeiten fehlte es nicht, entsandte doch Gaeta öfters über 10 000 Geschosse im Tag. Obwohl der Verstand die Niederlage kommen

sah, hielt es jedermann für seine Pflicht, das Motto des jungen Königspaares «tout perdu fors l'honneur» ernst zu nehmen und zu kämpfen, bis es einfach nicht mehr ging. Als die Hunde getötet werden mußten, um den Kranken eine Suppe zu machen, als eine Typhusepidemie ausbrach und die Munitionsvorräte nach Explosionen von Pulvertürmen schwanden, war es so weit. Am 13. Februar 1861 fand die Übergabe statt, und die Schweizer kehrten über Genua in ihre Heimat zurück. Neben dem Ritterkreuz des St. Georgsordens für Palermo, dem Offizierskreuz des gleichen Ordens für Ponte della Valle erhielt Wieland für Gaeta noch das Ritterkreuz des Ordens Franz I., die Medaille von Gaeta und am 10. Februar die Beförderung zum Oberstleutnant. Nicht gerade eine Glanzleistung der schweizerischen Bundesversammlung war es, daß sie beschloß, die heimkehrenden Soldaten zu bestrafen, aber nichts dagegen hatte, daß Offiziere wie Heinrich Wieland und Alphons Pfyffer noch im September dieses Jahres mit ihrem höchsten Grad in den eidgenössischen Generalstab aufgenommen wurden. Das frühere Königspaar hielt Heinrich Wieland in hohen Ehren. Einmal lud er den Zorn der Öffentlichkeit auf sich, weil er sich erlaubte, die auf der Durchreise befindlichen Gäste nach höfischem Brauch zu begrüßen. 1885 trafen sich die noch lebenden ehemaligen Kämpfer zu einer Zusammenkunft in Münsingen und erhielten ein Telegramm des Ex-Königs aus München.

Nicht nur in der eidgenössischen Armee, sondern auch in Basel bereitete man dem Rückkehrer keine Schwierigkeiten. Laut Protokoll des Militärkollegiums erteilte ihm der Kleine Rat bereits im April 1861 das Brevet eines kantonalen Oberstleutnants, nachdem vom eidgenössischen Militärdepartement die schriftliche Zusage eingetroffen war, Wieland werde sich nicht mehr in ausländische Dienste begeben. Sein Bruder verschaffte ihm fortwährend Instruktionsposten in den verschiedensten eidgenössischen Kursen und in allen Landesteilen. Noch im Dezember ernannte man ihn anstelle Paravicinis zum Mitglied des Basler Militärkollegiums. 1863 übernahm er den Posten eines baselstädtischen Oberinstruktors der Infanterie, den er jahrelang behielt, für den er aber jedes Jahr neu gewählt werden mußte. Später begehrten ihn auch die Kantone Freiburg und Neuenburg für dieses Amt. Mehrere Jahre saß er im Basler Großen Rat.

Schon 1863 erhielt er während des Truppenzusammenzuges eine Brigade. Mit der Beförderung zum Obersten im Jahre 1866 war die Übernahme der Brigade 6 verbunden, die er auch während der Grenzbesetzung von 1870 kommandierte. Wie Paravicini und Merian nahm er regen Anteil an der Diskussion um die Neugestaltung der Armee. Er saß in Reglementskommissionen und verfaßte einen Leitfaden, «Der Unteroffizier als Chef einer Tirailleur-Gruppe», der schon 1874 in zweiter Auflage erschien.

Anfangs 1872 verneinte er in der Militärzeitung die Frage, ob die Armee schlagkräftig sei. Hingebung und Wille der Bevölkerung, bemerkte er, seien noch nicht Schlagkraft. Die eidgenössischen Inspektoren rapportierten Mängel und müßten froh sein, wenn man sie nicht desavouiere. Das Schlagwort Zentralisation behagte ihm nicht ganz, er befürchtete, es würden nur die Mängel zentralisiert und um die Schaffung von etwas Neuem drücke man sich. Der Bericht General Herzogs deckte nach seiner Ansicht nicht alle Mängel auf.

Große Beachtung schenkte man dem von ihm geleiteten Truppenzusammenzug der IX. Division im September 1874. Die Brigaden gelangten über Gotthard, Lukmanier und St. Bernhardin in den Tessin, wo sie den durch sämtliche Tessinertruppen dargestellten Feind bis vor Lugano und Agno zurückzuschlagen hatten. Als Neuerung erhielten die Kommandanten kein Programm in die Hand gedrückt, sondern waren auf sich selbst angewiesen. Besondern Wert legte Wieland auf das Zusammenspiel zwischen Infanterie, Artillerie und Kavallerie. Bemerkenswert war folgender Satz aus dem zweiten Divisionsbefehl: «Leute, welche wegen mangelhafter Fußbekleidung marschunfähig werden, können auf Rechnung der Kantone nach Hause zurückgeschickt werden.»

Zum Erstaunen vieler wurde 1875 nicht Wieland, sondern Oberst Feiß zum Waffenchef der Infanterie gewählt; auch als Divisionskommandant fand er keine Gnade, sei es, daß man keine Instruktoren in dieser hohen Charge wünschte, sei es, daß die Gruppe um Oberst Feiß ihn auf ein Nebengeleise zu schieben vermochte. So mußte er sich mit der Stelle eines Kreisinstruktors der neuen VIII. Division begnügen. Zu dieser gehörten die Truppen der Kantone Graubünden und Tessin, was ihn zwang, jeweilen zu Pferd sich einen Weg über den winterlichen Gotthard zu bahnen, bis 1882 die Gotthardbahn eröffnet wurde. Das neue Arbeitsgebiet veranlaßte ihn, seinen Rücktritt aus dem Militärkollegium zu nehmen; dieses wurde wegen der Einführung der Departemente und Regierungsräte ohnehin im gleichen Jahre aufgelöst. Das Schicksal seiner beiden Basler Kollegen Paravicini und Merian mochte ihm ein kleiner Trost in seiner Verbannung sein, und das Urteil des deutschen Generalstabsoffiziers, der 1874 die Manöver im Tessin verfolgt hatte, munterte ihn auf, an bessere Tage zu glauben. Es lautete: «Der Divisionär ist ein Offizier vom Schlage unserer Generäle im Feldzug 1870.»

Sowohl in der Rekrutenschule als auch in den Kursen für Unteroffiziere und Offiziere erfreute er sich größter Beliebtheit. 1877 schlug er vor, einen militärischen Alpenklub der VIII. Division zu gründen, damit Unteroffiziere und Offiziere das Gebirge von Grund auf kennen lernten. Er scheute sich

auch nicht, die neue Armeeleitung zu kritisieren. In der Militärzeitung wandte er sich gegen die Sucht, beständig neue Reglemente herauszugeben: «Mit fieberhafter Angst wird alles eingeführt, was aus dem Ausland zu uns eindringt, halbverdaut werden neue Reglemente durch neuere umgestoßen....» Er erinnerte an die erfolgreichen Armeen Preußens und Frankreichs, die gerade in dieser Beziehung äußerst konservativ seien. Reglemente hatten seiner Ansicht nach nur einen Sinn, wenn sie zur Gewohnheit, zur zweiten Natur wurden. Abschließend hoffte er, man werde der Schweiz eine solche «Störung der Armee» ersparen.

Ende Oktober 1878 wurde das friedliche Instruktorenleben plötzlich durch die sogenannte Jola-Affäre getrübt. Ein Vorfall, wie er sich in andern Kasernen auch ab und zu ereignete, weitete sich, nachdem ein Teil der schweizerischen Presse das ihre dazu beigetragen hatte, zu einer nationalen Tragödie aus, welche Oberst Feiß Gelegenheit bot, seinem Rivalen Wieland sozusagen im Auftrage des Volkes einen Nasenstüber zu versetzen, den dieser jahrelang nicht verschmerzen konnte. Aus den Akten des Bundesarchivs und den Presseartikeln läßt sich das Ereignis wie folgt rekonstruieren. Am Sonntagabend, dem 20. Oktober, mußte der betrunkene Soldat Jola im Bahnhof Bellinzona abgeführt und eingesperrt werden, da er während der Eisenbahnfahrt Mitreisende mit dem Bajonett bedroht hatte. Die Kühle des Kasernenarrestlokals vermochte den Häftling nicht zu beruhigen, so daß sich die Wache gegen Mitternacht genötigt sah, Oberst Wieland zu wecken. Dieser bekleidete sich notdürftig mit dem Kaput, griff, weil er gerade an Rheumatismus litt, zu seinem Spazierstock und begab sich zum Arrestlokal, wo er sich den Schreihals vorführen ließ. Als Jola nun auf den Kommandanten losstürzen wollte, erhielt er von Wieland nach dem Grundsatz, Geben sei seliger als Nehmen, wie eine Zeitung bemerkte, einen Schlag mit dem Spazierstock. Was weiter geschah, konnte der eidgenössische Oberauditor Oberst Bützberger, den Oberst Feiß mit der Untersuchung zu beauftragen für nötig befand, nicht mehr genau feststellen. Wieland behauptete, er habe dem Soldaten einen Schlag versetzt und dabei sei der Stock zerbrochen; die Gegenpartei war für eine Serie von Schlägen.

Im politisch stark zerrissenen Kanton Tessin (man denke an den Stabioprozeß von 1876 und die notwendige Entsendung von eidgenössischen Truppen im Jahre 1890) wurde diese völlig militärische Angelegenheit sofort parteipolitisch ausgenützt. Der radikale Jola fand innert nützlichster Frist einen Advokaten, der in der Zeitung «Dovere» einen Artikel über die menschenunwürdige Behandlung des unschuldigen Soldaten Jola durch den konservativen Obersten Wieland veröffentlichte und Oberst Feiß ein Exemplar zukommen ließ. Während die großen schweizerischen Tageszeitungen

die Mitteilung kühl aufnahmen, etwa ein gutes Wort für Wieland einlegten und gewisse Dinge überhaupt nicht berichteten, schienen sich die kleinen Blätter an dieser Sensation besonders zu ergötzen. Der zufällig im Tessin inspizierende Oberst Stocker erhielt von Feiß telegraphischen Befehl, eine erste Untersuchung vorzunehmen. Dieser faßte Wielands Bemerkung, er hätte sich trotz der Notlage nicht zum Schlag hinreißen lassen sollen, als «unumwundenes» Schuldbekenntnis auf, was Feiß bewog, in einem Schreiben an das Militärdepartement Wielands eigenen Bericht als wertlos hinzustellen: «Ich glaube indessen, daß man dieser Rechtfertigung (Wieland berief sich auf die Notwehr) keinen besondern Wert beilegen dürfe...»

Der durch seine salomonischen Urteile bekannte Oberst Bützberger enttäuschte diejenigen, welche auf einen Schauprozeß gehofft hatten. Am Ende seines ausführlichen Gutachtens stellte er fest, es komme nur eine Ordnungsstrafe in Betracht: «Acht Tage Arrest scheint der Sache angemessen.» Daß man nun Wieland, statt ihm Zimmerarrest zu geben, was für Offiziere vorgesehen war, acht Tage lang gleich einem Rekruten in die Kaserne Aarau sperrte, fanden auch jene Offiziere übertrieben, die das Vorgehen von Oberst Feiß zuerst gebilligt hatten. Selbst der inzwischen zurückgetretene Merian schrieb deswegen einen Brief an Herzog. Die Art und Weise, wie Wieland zum Arrest aufgeboten wurde, war ebenfalls recht merkwürdig. Das Militärdepartement zeigte nur die Strafe an, und als Wieland zurückschrieb, er werde den verhängten Arrest am 2. Dezember in seiner Wohnung, Kanonengasse 13, antreten, antwortete dann Oberst Feiß mit der Aufforderung, Wieland habe sich beim Kasernenverwalter in Aarau zu melden. Das ganze von der Öffentlichkeit verfolgte Theaterspiel nützte sicher nichts. Weder litt, wie etliche gehofft hatten, das Ansehen des Bestraften, noch trug es dazu bei, die Disziplin der Armee in irgend einer Form zu heben.

Im stillen Kämmerlein zu Aarau mochte sich Wieland vielleicht daran erinnern, daß er vor langer Zeit, wenige Wochen vor seiner Abreise nach Italien, mehr Glück gehabt hatte und daß die jetzige zu harte Strafe eine Art ausgleichender Gerechtigkeit darstellte. Im März 1850 war der Oberleutnant der Standestruppe, Heinrich Wieland, vom Militärkollegium angeklagt worden, weil er nach einem Hochzeitsfest dem Zeitungsredaktor Schabelitz eine Ohrfeige verabreicht hatte. Er war damals straflos ausgegangen, weil Major von Mechel seinen angehenden Fremdendienstkollegen schützen wollte, indem er dem Kollegium erklärte, er habe den Zwischenfall persönlich erledigt, das Militärkollegium sei für derartiges nicht zuständig, und nur der Amtsbürgermeister könne eine Bestrafung verlangen.

Nachdem er seine Strafe abgesessen hatte, machte er sich äußerlich unverdrossen wieder an die Arbeit. Besondere Freundschaft durfte er von der

Stadt Chur entgegennehmen, wo er dank seiner Mitarbeit in der Offiziersgesellschaft stets gern gesehen war. Als er 1884 in Felsberg vom Pferde stürzte, das Schulterbein und etliche Rippen brach, meldete die Presse, der Fall errege in Chur allgemeine Teilnahme, «indem sich dieser Offizier großer Popularität erfreut». Der Abschied des Kreisinstruktors Wieland wurde mit einem großen Fest gefeiert, an dem sogar die Bündner Regierung teilnahm. Auch in Bern gelangte er nach einigen Jahren wieder mehr zu Ansehen. Hauptsächlich verdankte er dies seinem neapolitanischen Waffenkameraden Alphons Pfyffer, der zum Chef des Stabsbüros und zum Divisionskommandanten vorgerückt war. Die 1935 in der Schweizerischen Vierteljahresschrift für Kriegswissenschaft veröffentlichten Lebenserinnerungen von Oberstdivisionär Arnold Keller enthalten eine sehr schmeichelhafte Äußerung über Wieland aus Pfyffers Mund. Als 1888 die Gefahr eines deutsch-italienischen Krieges gegen Frankreich akut schien, besprachen Pfyffer und Keller die Kommandoverhältnisse. Pfyffer, der mit der Wahl zum General rechnen konnte, meinte über den Kommandanten der Südfront: «Der geeignetste ist der feurige und trotz seines hohen Alters noch immer sehr bewegliche Heinrich Wieland.»

Pfyffer dürfte ihm auch die Leitung des Manövers von 1886 bei Payerne zugehalten haben. Zur vollen militärischen Rehabilitierung bedurfte es leider des Todes seines besten Freundes. Als Alphons Pfyffer anfangs 1890 plötzlich starb, übergab man Wieland dessen VIII. Division und ernannte ihn neuerdings zum Leiter der großen Manöver im Raume Bulle-Châtel St. Denis. Fünfzehn Jahre waren also verstrichen, bis man ihm jenes Kommando gab, für das er sich 1874 so ausgezeichnet qualifiziert hatte. Da er nicht gut gleichzeitig Kommandant und Instruktor der Division sein konnte, verzichtete er, wenn auch nicht leichten Herzens, auf die Lehrtätigkeit. Der tägliche Kontakt mit den Soldaten und die vielen Gebirgsübungen hatten ihm sehr zugesagt.

Das folgende Jahr brachte die Aufstellung von vier Armeekorps zu zwei Divisionen und die Schaffung einer Landesverteidigungskommission, in der die neuen Oberstkorpskommandanten Sitz und Stimme erhielten. Wielands Ruf war jetzt so gefestigt, daß niemand daran dachte, ihn bei der Beförderung zu umgehen. Er erhielt das IV. Korps, dem die ihm so bekannten Alpenkantone unterstanden; seinem nun etwas versöhnlicher gewordenen Gegner Oberst Feiß wurde das II. Korps zugeteilt. General Herzog, immer noch als Waffenchef der Artillerie tätig, hatte aus Altersgründen auf diesen neuen Posten verzichtet.

1892 veranstaltete der Basler Offiziersverein eine kleine Zusammenkunft, um das fünfzigjährige Dienstjubiläum Wielands zu feiern. Verglichen etwa

mit dem Abschiedsfest in Chur verlief der Anlaß, wie die Presse mitteilte, wirklich in «mehr als republikanischer Einfachheit». Oberstleutnant Emil Bischoff ehrte den Jubilar mit einem Rückblick auf seine Karriere, anschließend wurde ihm eine Uhr überreicht. Die Allgemeine Schweizer Zeitung drückte den Wunsch aus, Ehrungen seien ein anderes Mal besser vorzubereiten.

Über Wielands Arbeit in der Landesverteidigungskommission wissen wir nicht sehr viel. Der Sitzungsbericht vom 7. Dezember 1891 stellt fest: «Herr Oberstkorpskommandant Wieland erklärt sich grundsätzlich als einen Gegner von großen Befestigungsanlagen.» Wie schon sein Bruder Hans oder etwa Merian vertrat auch er die Ansicht, die Ausbildung komme an erster Stelle und die Waffen gehörten an die zweite. Statt permanente Werke zu errichten, schlug er vor, ein System von Feldbefestigungen entwerfen zu lassen. Er fand mit dieser Idee nicht überall Anklang; aber er hatte einem Mann aus dem Herzen gesprochen, der bald darauf begann, die Armee nach seinen Gesichtspunkten zu formen, es war dies der spätere General Wille. Etwas Abwechslung in die militärische Arbeit brachte 1893 der Besuch des deutschen Kaisers. Wieland erhielt den ehrenvollen Auftrag, den Herrscher zu begleiten, wobei er sich als gewandter Gesprächspartner dessen besonderer Sympathie erfreute. Im Jahre 1894 sollte er die Manöver seines Armeekorps leiten; schon im Vorfrühling begann er mit den Vorbereitungen. Da setzte einige Wochen nach dem Tod General Herzogs und demjenigen seines Bruders Carl, mit welchem er besonders eng verbunden war, ein Herzschlag seinem Leben ein Ende.

Da Heinrich Wieland im Dienst gestorben war, erlebte Basel zum erstenmal eine militärische Beerdigungsfeier. Die Behörden unternahmen alles, um sie würdig zu gestalten. Das Bataillon 54 und die Guidenkompagnie 5 wurden am Vormittag zur Soldatenschule aufgeboten und über Mittag nur ganz kurz entlassen, um eventuelle den Ernst des Tages störende Situationen zu vermeiden. Wer noch Kleidungsstücke alter Ordonnanz besaß, hatte diese tagszuvor im Zeughaus umzutauschen. Die Organisation lag in den Händen der beiden Offiziere, die als nächste Basler den Grad eines Oberstdivisionärs erlangen sollten, Oberstleutnant Köchlin und Major Isaak Iselin. Nicht ganz im Sinne des Verstorbenen war es wohl, daß die Regierung nachher im Gegensatz zu andern Kantonen den Bund um Übernahme der Kosten für dieses Aufgebot ersuchte. Der Trauerzug bewegte sich von der Holbeinstraße 13, wo Heinrich Wieland zuletzt zusammen mit seiner Schwester gelebt hatte, zur Peterskirche und anschließend zum Kannenfeldgottesacker. Die Zahl der Trauergäste und des spalierstehenden Publikums war über Erwarten groß, die Sympathie, welche das Land vor

kurzem General Herzog bezeugt hatte, wurde auch Wieland zuteil. Mit der Trauerpredigt war Antistes von Salis beauftragt worden, während am Grabe ein Kollege, der frühere Bundesrat und jetzige Oberstkorpskommandant Cérésole, in französischer Sprache noch einmal hervorhob, daß der Verstorbene nicht nur Soldat mit ganzem Leib, sondern auch von ganzer Seele gewesen sei.

6. Dr. iur. Isaak Iselin-Sarasin, Oberstkorpskommandant

(18. 7. 1851 – 16. 6. 1930)
Kommandant der V. Division 1905–12, des 2. Armeekorps 1912–17

Die Laufbahn Isaak Iselins ist vor allem deshalb außergewöhnlich, weil sie in der «guten alten Zeit» beginnt und bis in die moderne Armee führt. Isaak Iselin, der mit den frühern Heereskommandanten, soweit er sie noch kannte, nicht mehr denselben Kontakt pflegte wie diese untereinander, steht am Anfang einer neuen Epoche. Wie Paravicini war er ein begabter Staatsmann, aber im Gegensatz zu seinem Vorgänger, der ungestört der Politik und der Armee dienen konnte, sah er sich gezwungen, eine seiner Lieblingsbeschäftigungen zu opfern. Die Beurteilung seiner Person wird dadurch erschwert, daß sich die Archive nun schließen und er selbst keine Aufzeichnungen hinterlassen hat, wie schon sein Biograph im Basler Jahrbuch von 1931 klagt. Als Militärschriftsteller betätigte er sich nicht. So sind wir denn hauptsächlich auf die Aussagen anderer angewiesen, wenn wir seine Leistungen würdigen wollen.

Isaak Iselin besaß keine im Militärdienst berühmt gewordenen Vorfahren. Sein Großvater, Isaac Iselin-Roulet, war achtzehnjährig im Jahre 1801 nach den Vereinigten Staaten ausgewandert, dort im kaufmännischen Berufe tätig gewesen und mit seiner Familie schließlich wieder nach Basel zurückgekehrt. Der Vater, Dr. med. Heinrich Iselin-Passavant, verbrachte die ersten vierzehn Lebensjahre in Amerika. Isaak Iselin blieb es vorbehalten, die Juristen- und Offizierstradition zu beginnen, die sich in der Familie bis heute erhalten hat; wurden doch sein Sohn Dr. iur. Felix Karl Iselin und

Heinrich Wieland

Isaak Iselin

sein Enkel Dr. iur. Emanuel Iselin bekannte Basler Regimentskommandanten. Von seinem Neffen, Oberstkorpskommandant Heinrich Iselin, wird am Schlusse noch die Rede sein.

Es ist nicht anzunehmen, daß Isaak Iselin von jung an auf eine bis in die höchsten Ränge führende militärische Karriere hinzielte, es schien vielmehr, als schenke er der juristischen und politischen Laufbahn seine volle Aufmerksamkeit. Die ersten 22 Dienstjahre verbrachte er im Bataillon 54, von 1873 an als Leutnant und Oberleutnant, von 1882–1887 als Hauptmann und dann schließlich bis 1895 als Major. Der zivile Aufstieg des jungen Notars verlief bedeutend steiler. 1878, drei Jahre nach dem Doktorexamen, das er nach zusätzlichen Studien in Bonn, Berlin und Göttingen in Basel ablegte, wurde er in den Großen Rat gewählt, 1880 schon zum Zivilgerichtspräsidenten erkoren und 1884 zum Regierungsrat vorgeschlagen, doch lehnte er eine Kandidatur damals ab. Eine seiner schwierigsten Aufgaben als Jurist war die Abklärung der vielen Haftpflichtsprozesse nach der Eisenbahnkatastrophe bei Münchenstein im Jahre 1891. 1893 beschloß er, sich doch einem Wahlkampf in den Regierungsrat zu unterziehen, wobei er Erfolg hatte. Zuerst mußte er die Verwaltung des Polizeidepartementes übernehmen; 1896 wechselte er ins Justizdepartement hinüber, das der zum Bundesrat gewählte Dr. Brenner verlassen hatte. Die Tätigkeit im Regierungsrat fiel in eine jedem begeisterten Juristen sehr zusagende Zeitspanne; es galt, nicht bloß Verwaltungsarbeit zu leisten, sondern vor allem zahlreiche Gesetzesänderungen vorzunehmen und Neues gesetzlich zu verankern. Unter seiner Leitung erschienen unter anderm ein Straßengesetz, ein Hochbaugesetz und ein Beamtengesetz, ferner wurde das Appellationsgericht durch die Einführung von Berufsrichtern reorganisiert. Von 1896 an wurde Iselin von den Baslern in den Nationalrat entsandt.

Mit der Erfüllung der staatsmännischen Pflichten war seine Arbeitskraft noch nicht erschöpft. Viele Jahre saß er in der Kuratel der Universität; während längerer Zeit übernahm er auch das Präsidium der akademischen Gesellschaft. Als Student hatte er eifrig am Leben der Verbindung Zofingia teilgenommen. Dem Kirchenrat gehörte er als Regierungsrat von Amtes wegen an; später ließ er sich in die Synode der evangelisch reformierten Kirche wählen. Einer Familientradition folgend, übernahm er nach dem Tode seines Vaters das Präsidium der französischen reformierten Gemeinde; es war dies das einzige Amt, welches er bis zu seinem Tode beibehielt. Seinen Bemühungen verdankte es diese Gemeinde, daß sie den übrigen Kirchgemeinden gleichgestellt wurde. 1910 erfolgte seine Wahl zum Präsidenten des Schweizerischen Roten Kreuzes, aber auch das Kommissionspräsidium der Anstalt zur Hoffnung war ihm nicht zu gering. Ein Jahr vor

seiner Wahl in den Regierungsrat bezog er sein Heim an der Engelgasse 43. Leider verlor er seine Gattin, die ihm sieben Kinder geschenkt hatte, bereits im Jahre 1913.

Mitten in sein reichbefrachtetes Arbeitspensum fiel 1895 die Beförderung zum Oberstleutnant und damit verbunden die Übernahme des Infanterieregiments 18, welches die Bataillone 52 bis 54 umfaßte. Mit seinen 44 Jahren war er nicht gerade der jüngste Regimentskommandant; aber als Milizoffizier blieb ihm eben kein anderer Weg offen, als auf einen freigewordenen Platz zu warten. Er durfte es als ausgesprochenen Vertrauensbeweis der Armeeleitung betrachten, daß er im Herbst nach seiner Beförderung mit Oberstdivisionär Meister an die Manöver des 4. deutschen Armeekorps in Schlesien abkommandiert wurde, die unter der Leitung des Erbprinzen Bernhard von Sachsen-Meiningen standen. 1897 führte er sein Regiment in den schweizerischen Manövern durchs aargauische Mittelland; Stabchef der Division war sein im gleichen Rang stehender Schwager Karl Köchlin-Iselin, dessen Aufstieg von jetzt an ziemlich parallel verlief.

1898 erhielt Iselin unter Ernennung zum Obersten die Infanteriebrigade 9, welche er sechs Jahre lang befehligte und 1901 in den großen Manövern im Oberaargau führte. Im Dezember 1904 übertrug ihm der Bundesrat das Kommando der V. Division.

Obschon er, soweit wir wissen, der einzige unserer hohen Kommandanten war, der nach seiner Ernennung mit 22 Böllerschüssen gefeiert wurde, begannen die politischen Parteien bald, über die große Zahl seiner Ämter zu diskutieren, besonders, weil im Mai 1905 Regierungsratswahlen fällig waren. Die Liberalen, denen Iselin angehörte, stellten ihn zwar wieder als ihren Vertreter auf, mit der Bemerkung, er bleibe zu ihrer Genugtuung der Regierung erhalten. Aber an der radikalen Parteiversammlung dauerte das Redegefecht länger als üblich. Einige beantragten, ihn nicht mehr auf die freisinnige Liste zu nehmen, sogar die Aufstellung eines Gegenkandidaten wurde vorgeschlagen. Das Argument, ein Regierungsrat, der noch Nationalrat und Divisionskommandant sei, könne sein Departement nicht speditiv verwalten, überzeugte auch die weniger hitzigen Parteimitglieder. Die Versammlung beschloß schließlich, um des Friedens willen keine Schritte gegen die Kandidatur zu unternehmen, «in der Erwartung, daß der von konservativer Seite in Aussicht gestellte Rücktritt des Genannten von einem seiner Nebenämter (Nationalrat oder Oberstdivisionär) baldigst erfolgen werde», wie die National-Zeitung berichtete.

Die Wahlen widerspiegelten dann eine gewisse Unzufriedenheit der Bevölkerung. 1902 hatte Iselin von allen Regierungsräten am meisten Stimmen erhalten, 1905 verlor er eine beträchtliche Anzahl Freunde aus andern

Parteien und rückte auf den zweitletzten Platz. Wenn die liberale Presse nachher bemerkte, die Partei hätte wohl gewußt, was sie tat, als sie Herrn Regierungsrat Iselin bat, «von der Niederlegung seines Regierungsamtes zurückzukommen», so übernahm diese für seine Kandidatur die volle Verantwortung. Sie dürfte aber kaum mit einem derartigen Resultat gerechnet haben. Ein Jahr später verzichtete Iselin nicht, wie von radikaler Seite gewünscht worden war, auf ein Nebenamt, sondern auf seinen Sitz im Regierungsrat. Er wurde sofort ins Appellationsgericht gewählt und blieb dort Richter bis 1925.

Den Sitz im Nationalrat mochte er nicht abtreten; er genoß auch stets das Vertrauen der Wählerschaft, was ihm ermöglichte, später den Rücktritt aus freien Stücken und nicht auf Druck hin zu erklären. Dieser fiel mit dem Austritt aus der Armee auf Jahresende 1917 zusammen. Obschon die gesetzlichen Bestimmungen ein Nebeneinander von Armeeführer und Nationalrat erlaubten, geriet er in dieser Doppelstellung etwa einmal in eine schwierige Lage. So wird bezeugt, daß er an der Wahl des Generals nicht teilnahm, weil das Herz eher für Sprecher war und der Verstand verbot, gegen den Chef, also Wille, zu stimmen. Spannungen konnten entstehen, wenn er als Offizier Ansichten vertrat, die den Interessen der Partei zuwiderliefen, wie etwa bei der Kranken- und Unfallversicherungsdebatte oder in den Verhandlungen über die neue Militärorganisation. Allerdings wurden diese mutigen Abweichungen von der Linie jeweils großzügig verziehen. Immerhin blieb Iselin der einzige, welcher derartige Schwierigkeiten auf sich nahm; die beiden andern Basler Nationalräte und Armeeführer verzichteten darauf, indem sie aus dem Nationalrat zurücktraten.

Wenden wir uns nun, nachdem wir die Schwierigkeiten zur Kenntnis genommen haben, die sich im politischen Bereich ergaben, wieder dem Divisionskommando zu. Die Ernennung auf einen Posten der obersten Armeeleitung dürfte ziemlich überraschend gekommen sein, denn im April des betreffenden Jahres war Iselin, wie wir aus einer Notiz im Nekrolog der National-Zeitung erfahren, angefragt worden, ob er den Posten eines schweizerischen Gesandten in Berlin antreten wolle, als Nachfolger des plötzlich verstorbenen Ministers Arnold Roth. Iselin konnte sich aus Familienrücksichten nicht zur Annahme entschließen. Die Tatsache, daß man ihn unbedingt für den Bundesdienst gewinnen wollte und ihn sowohl auf politischem als auch auf militärischem Gebiet zu den Fachleuten zählte, muß ihn beeindruckt haben, jedenfalls sagte er auf eine zweite bundesrätliche Anfrage, welche die Übernahme einer Division betraf, ohne Zögern zu. Schade ist, daß uns Angaben darüber fehlen, wie weit er sich bei der Übernahme des Divisionskommandos über die Schwierigkeiten seines

«Doppellebens» als Politiker und hoher Offizier Rechenschaft gab, aus welchen Gründen er sich nochmals als Regierungsrat aufstellen ließ und weshalb er seinen Sitz im Nationalrat beibehielt. Eine Antwort auf diese Fragen wäre schon deswegen sehr erwünscht, weil er alles andere war als ein naiver oder selbstsüchtiger Jäger auf möglichst viele Ämter. Eher könnte man wagen zu behaupten, der Reiz des Ungewöhnlichen habe ihn verlockt, auf Abenteuer auszugehen, deren Ausgang er selbst nicht kannte. Die Traditionen, in denen er aufgewachsen war, spielten zwar für ihn eine sehr bedeutende Rolle, doch hemmten sie seinen Lebenslauf keineswegs, sie waren nicht Selbstzweck, dem er das Leben widmete, sondern Mittel zum Zweck, es zu meistern.

Schon 1905 zog er mit seiner Division in die Manöver. Obschon er nur ein halbes Jahr Zeit gehabt hatte, sich in die neuen Verhältnisse einzuleben, fiel seine ausgezeichnete Führung auf. Sein Gegner war der ebenfalls bekannte Truppenführer Oberstdivisionär Will. Damals wurden übrigens zum erstenmal Radfahrereinheiten als Kampftruppen verwendet.

Besondere Bedeutung erhielt der Besuch der österreichischen Kaisermanöver im Jahre 1909, an die er mit Oberstleutnant Sulzer-Schmid aus Winterthur abkommandiert wurde. Dort stellte man ihn dem ebenfalls in Mähren weilenden deutschen Kaiser vor, der im Gespräch den Wunsch geäußert haben soll, in den nächsten Jahren einmal schweizerischen Manövern beiwohnen zu dürfen. Wie es eigentlich zu den schweizerischen Kaisermanövern von 1912 kam, wissen wir vorderhand noch nicht genau. Sicher ist hingegen, daß Iselin eine Vermittlerrolle spielte. Er besuchte nämlich 1911 mit Artillerieoberst Imboden die deutschen Kaisermanöver in Pommern und Mecklenburg, in welchen der Herrscher die Rolle des obersten Schiedsrichters übernahm und Iselin wieder begrüßte. Die beiden ausländischen Manöver boten ihm dazu äußerst wertvolle Einblicke in den Zustand der Armeen unserer Nachbarstaaten. Während die österreichische Armee von 1909 in der Schweizerischen Militärzeitung nicht gut wegkam – der Berichterstatter klagte über übermüdete Soldaten ohne Verpflegung trotz modernster Küchen und über nutzlose Märsche nach vorne und wieder zurück –, meldete dieses Blatt von den deutschen Manövern des Jahres 1911 bereits den Einsatz von Aufklärungsflugzeugen. Zwischen diesen Besuchen im Ausland fand das zweite Manöver seiner Division statt, welches ihm erneut hohes Lob eintrug.

1912 gedachte er, sein Kommando niederzulegen, um jüngeren Kräften Platz zu machen. Es bedurfte der Aufmunterung von Sprechers, damit er sich entschloß, die Beförderung zum Oberstkorpskommandanten anzunehmen. In die Manöver konnte er sein 2. Armeekorps nicht mehr führen.

Es wäre 1914 an die Reihe gekommen, Iselin hatte bereits alles vorbereitet, da brach der erste Weltkrieg aus.

Für die ersten Kriegstage hatte General Wille die Verteidigung der Grenze wie folgt angeordnet. Das erste Armeekorps unter Audéoud überwachte den Abschnitt von der waadtländischen Grenze bis zum Rämel. Das Gebiet zwischen dem Rämel und der Aaremündung stand unter dem direkten Befehl des Generals. Dem zweiten Armeekorps unter Iselin, der sein Hauptquartier in Zürich aufschlug, war die Grenze zwischen der Aaremündung und dem Piz Buin, nördlich von Guarda im Unterengadin, anvertraut. Schon wenige Tage später übernahm Iselin aber die Verantwortung über den vorher nur mit einer Division besetzten Mittelteil, in dessen Zentrum die Hauensteinbefestigung aufgebaut wurde. Auffallenderweise befehligte Wille einen Teil der Armee selbst, und bereits nach einigen Monaten war überhaupt nur noch ein Armeekorpskommandant im Dienst, der nach einer gewissen Zeit von einem seiner ranggleichen Dienstkollegen abgelöst zu werden pflegte. General Wille verzichtete also, im Gegensatz zu General Guisan, auf die Mitwirkung der obersten Offiziere und verkehrte mit den Divisionskommandanten direkt. Das dem Oberstkorpskommandanten überlassene Arbeitsfeld war deshalb nicht besonders anziehend. In seinem Bericht schrieb der General: «Die Armeekorpskommandanten hatten mit der Entlassung ihrer Stäbe in ihre Friedensstellungen als Inspektoren zurückzutreten» und «in erster Linie Schulen und Kurse der nicht im Dienst stehenden Heereseinheiten» zu überwachen. Die dem im Dienst stehenden Korpsstab erteilten Aufträge waren sekundärer Natur.

Dieses Verfahren, das Wille nicht speziell begründete, war nicht eine Strafmaßnahme, weil der eine oder andere Korpskommandant vielleicht lieber von Sprecher im Oberbefehl gesehen hätte. Der General war vielmehr auf eine möglichst straffe Führung der Armee bedacht und fürchtete wahrscheinlich, ein längerer Dienstweg könnte seinen Absichten hinderlich sein. Korpskommandanten, denen der Oberbefehlshaber sein besonderes Vertrauen beweisen wollte, erhielten den sicher ehrenvollen Auftrag, ein großes Manöver zu leiten. Iselin war nun der einzige, der zweimal damit betraut wurde, wobei um der Gerechtigkeit willen bemerkt werden muß, daß Audéoud, Kommandant des ersten Korps, bald nach seinem ersten Manöver starb. Wille, der als Manöverspezialist galt, dürfte die Kompetenzen auf seinem Lieblingsgebiet nicht leichten Herzens abgetreten haben, was dem Posten des Übungsleiters einen besondern Reiz verlieh.

Das erste von Iselin geleitete Manöver fand vom 9. bis 11. November 1914 im Basler Jura statt und umfaßte die 4. und die 6. Division sowie die divisionsstarke Festung Hauenstein. Im Oktober 1915 führte er eine mehr-

tägige Übung im gleichen Raume mit der verstärkten 3. Division und der ebenfalls vergrößerten Brigade 12 durch. 1916 und 1918 gab es überhaupt keine großen Manöver; die Übungen des Jahres 1917 im Jura wurden vom neu ernannten Korpskommandanten Wildbolz inspiziert. Zu den Basler Truppen hatte Iselin keine engeren Beziehungen.

Der Rücktritt auf Jahresende 1917 erfolgte aus eigenem Antrieb. Brennend interessante Arbeit stand nicht bevor, und Iselin war nicht derjenige, welcher dem sich bemerkbar machenden Nachwuchs im Wege stehen wollte. Zudem hatte er 44 Dienstjahre als Offizier hinter sich. Der Brief, mit dem General Wille seinen Abschied unter Verdankung der geleisteten Dienste billigte, soll das einzige Dokument gewesen sein, welches er bei seinem Tode hinterließ. Wahrscheinlich auf seinen Wunsch hin verzichtete die Presse auf eine Würdigung seiner Leistungen.

Seinen Lebensabend verbrachte er bei bester Gesundheit. Schwer beeindruckten ihn jedoch der Tod seines ältesten Sohnes kurz nach dem Hinschied seiner Frau und das Ableben seines ältesten Schwiegersohnes. Für größere Unternehmungen wie etwa die Gründung einer Gesellschaft oder das Präsidium eines großen Festes war er nun nicht mehr zu haben. Früher hatte er ja an solchen Aufgaben Spaß gehabt, wie die Gesellschaft «Basler Berichthaus AG.» oder das eidgenössische Turnfest von 1912 zeigten. Hingegen erklärte er sich gerne bereit, prominente Gäste im Auftrage der Stadt zu empfangen.

Abschließend wollen wir versuchen, seine militärischen Fähigkeiten noch etwas näher zu umschreiben. Überall wurde betont, Isaak Iselin sei ein ausgezeichneter Armeeführer gewesen, weil seine Denkweise und seine Befehlsgabe durch Einfachheit und Klarheit auffielen. Gerühmt wurde seine Bescheidenheit: «Von allen hohen Kommandanten, die in unserer Armee während der Kriegsjahre dienten, ist wohl von keinem so wenig gesprochen und geschrieben worden, wie von Isaak Iselin, weil er selbst von sich und seinen Aufgaben wenig sprach.» Bezeichnend ist auch folgender Satz: «Iselin war kein schneidiger Draufgänger, vielmehr ein wohlberechnender, alle Möglichkeiten abwägender kühler Kopf, der nach gefaßtem Entschluß des Erfolges sicher sein durfte.» Mehrmals erwähnte man seine ausgezeichneten Vorträge über die verschiedensten militärischen Probleme.

Bei der Truppe war er, ob als Hauptmann oder als Oberstkorpskommandant, sehr beliebt. Dank seiner mächtigen Stimme, seinen unkomplizierten Umgangsformen und einem ausgeprägten Soldatenhumor besaß er eine natürliche Autorität. Diese erlaubte ihm, sein Ziel zu erreichen, ohne daß er auf Äußerlichkeiten besondern Wert legen mußte. In einer Zeit, wo die Soldatenschule bedeutend mehr auf Taktschritt als auf Waffenkunde aus-

gerichtet war, fiel er deswegen ganz besonders auf. Eine Zeitung berichtet, er habe als Major an einem Sonntag einige durch seinen Adjutanten angezeigte etwas angeheiterte Soldaten ungestraft laufen lassen mit der Bemerkung, man müsse ihnen das überzählige Glas Bier gönnen, nachdem man sie eine Woche lang geschunden habe. Gerade in diesem Zusammenhang muß man sich aber auch an die vorsorglichen Maßnahmen erinnern, die er als Bataillonskommandant bei der Beerdigungsfeier für Oberstkorpskommandant Heinrich Wieland getroffen hatte. Daß er Ehrenmitglied des Unteroffiziersvereins war, unterstreicht die ihm entgegengebrachte Wertschätzung.

Wie sehr er auch bei allen Behörden geachtet war, konnte man an der Beerdigungsfeier im Münster ermessen, wo ihm neben Pfarrer Koechlin Regierungsrat Niederhauser und Oberstkorpskommandant Wildbolz mit eindrücklichen Worten die letzte Ehre erwiesen. Obschon keine militärische Feier mehr in Frage kam, fehlte kaum ein Offizier der frühern oder gegenwärtigen Armeeleitung, und auch Bundesrat Minger hielt es für seine Pflicht, nach Basel zu reisen.

7. Karl Köchlin-Iselin, Oberstdivisionär

(5. 11. 1856 – 2. 2. 1914)
Kommandant der II. Division 1905–08

Über Karl Köchlin, den letzten Basler Handelsherrn in der Armeeleitung, läßt sich nicht so viel berichten wie über die andern Kommandanten, weil seine Karriere durch einen plötzlichen Schlaganfall jäh abgebrochen wurde. Es wäre aber durchaus ungerecht, ihn deswegen hier zu übergehen. Er gehörte nämlich zu den ganz wenigen hohen deutschschweizerischen Offizieren, denen man welsche Truppen anvertraute. Es gelang ihm, diese mit Auszeichnung zu fördern und zu führen. Im Welschland war er ungeachtet seiner Herkunft nicht nur sehr geachtet, sondern auch außerordentlich beliebt.

Köchlins Lehr- und Wanderjahre verliefen so, wie wir sie von zahllosen Basler Kaufleuten her kennen. Er besuchte einige Jahre lang das Gymnasium, zog dann nach Genf, wo er die Matur bestand, und trat darauf eine

Lehre bei der Firma Zaeslin-Baumann & Cie. in der St. Johanns-Vorstadt an. Anschließend begab er sich nach Lyon und London. Nach seiner Rückkehr konnte er in die von seinem Onkel Rudolf Geigy-Merian gegründete chemische Fabrik eintreten. Er wurde nicht nur Teilhaber in finanzieller Hinsicht, sondern trug auch, wie bald bekannt wurde, wesentlich zum Aufstieg des Betriebes bei.

In Basel galt er als «personifizierte Liebenswürdigkeit gegen Hoch und Nieder». Seine Popularität verschaffte er sich nicht bloß dadurch, daß er im berühmten Kleinbasler Festspiel von 1892 die Rolle des Herzogs Leopold von Österreich übernahm, der zu Pferd auf der Bühne erschien, oder daß er als Redner einer St. Jakobsfeier auftrat. Er verdankte sein Ansehen vielmehr dem Umstand, daß er sich bereit fand, in den kulturellen und sozialen Institutionen aller Bevölkerungskreise mitzuwirken. Er gehörte zu den bedeutendsten Mitgliedern der Basler Handelskammer, die er mehrere Jahre präsidierte. Er saß im Verwaltungsrat der Schweizerischen Centralbahn als Gegner der Eisenbahnverstaatlichung. Nach dem Volksentscheid von 1898 war er jedoch sofort bereit, seine Dienste auch der neuen Betriebsform zur Verfügung zu stellen, was ihm einen Sitz im Verwaltungsrat der Schweizerischen Bundesbahnen eintrug; dort machte er vor allem als Verfechter des Hauenstein-Basistunnels von sich reden.

Mit gleichem Eifer betätigte er sich in gemeinnützigen Vereinigungen. Er war Vorsteher der Gemeinnützigen Gesellschaft, gehörte dem Konsistorium der französischen protestantischen Gemeinde an, wurde in den Vorstand der Schlüsselzunft gewählt. Noch wichtiger war der beständige Kontakt, den er mit der Arbeiterschaft pflegte. Er zählte zu den Mitgründern des christlich-sozialen Vereins und des evangelischen Arbeitervereins. Seine in Arbeiterkreisen gehaltenen Referate über aktuelle Tagesfragen waren sehr beliebt. Mit Freunden eröffnete er das Arbeiterheim «Zum Wettsteinhof»; die auf seine Anregung gebaute Arbeitersiedlung «Schoren» mußte leider dem Bau des neuen Badischen Bahnhofs weichen. Die Mitarbeit in der Basler Heilstätte in Davos und der Arbeiterkolonie Herdern zeugten ebenfalls von seinem großen Interesse an sozialen Problemen. Was manchen andern trotz bestem Willen nicht glücken wollte, gelang ihm, weil jedermann die Echtheit und Aufrichtigkeit seines Strebens anerkennen mußte: er zählte nicht als Fremdkörper oder Almosenspender, sondern genoß erstaunlich großes Vertrauen und Achtung zugleich. Sein Rednertalent und seine Gabe, selbst die größten Skeptiker mitzureißen, trugen natürlich viel zu seiner Beliebtheit bei.

Daß ihm eine politische Karriere nicht zusagte, erstaunte niemanden; er hätte keiner einzigen politischen Partei die Treue halten können. So

gelangte er auch nie in den Großen Rat; nachdem er einmal nicht gewählt worden war, ließ er sich überhaupt nicht mehr aufstellen. Als Zivilrichter fand er hingegen die Gunst der Öffentlichkeit. Erstaunlicherweise ließ er sich 1896 bei der Ersatzwahl für Bundesrat Brenner von konservativer Seite als Nationalratskandidat aufstellen, was zu einem ungewöhnlich langen Seilziehen führte. Im dritten Wahlgang siegte er dank kräftiger Unterstützung durch die Arbeiterschaft. Bereits 1902 verzichtete er auf die Wiederwahl. Er hatte erfahren, daß ein Divisionskommando in Aussicht stehe, und wollte, im Gegensatz zu seinem Schwager Isaak Iselin, als Kommandant völlig unabhängig sein. Der Rücktritt wurde nicht nur in Basel bedauert, denn sein Name war nach der «Motion Köchlin» im Jahre 1900 über die Einführung des Postcheckverkehrs überall bekannt. Zum bessern Verständnis hatte er damals eine Broschüre «Postcheque und Postgiro» veröffentlicht, wobei er die Mühe nicht scheute, die Formulare Österreichs, Frankreichs, Belgiens und Englands in Abbildungen beizufügen und die Vor- und Nachteile der einzelnen Systeme zu erklären. Er selbst erhielt dann die Kontonummer eins, die noch heute der Familie Köchlin gehört.

Auch Köchlin dürfte nicht von Anfang an mit einem Divisionskommando gerechnet haben. Seine Qualitäten waren zwar schon früh aufgefallen; nach seinen Dienstjahren als Subalternoffizier im Bataillon 54 wurde er bereits mit 26 Jahren Hauptmann im Generalstab. Dort rückte er 1888 zum Major und 1893 zum Oberstleutnant empor. Wenn er sich erst von diesem Jahr an mit ganzer Seele der Armee verschrieb, so hatte das einen speziellen, für ihn äußerst tragischen Grund. Damals starb nämlich seine Frau nach der Geburt des sechsten Kindes. Die Sehnsucht nach Arbeit, die er unter anderm im Militärdienst und im Nationalrat stillen konnte, aber schließlich auch sein Zusammenbruch standen mit diesem bitteren Schicksalsschlag, welcher seiner feinfühligen Gemütsart mehr zusetzte als andern Menschen, in unmittelbarem Zusammenhang. Die opferfreudige Bereitschaft einer Schwester der Verstorbenen, im neu erbauten Hause an der Engelgasse der Kinderschar den Haushalt zu besorgen, tröstete ihn nur oberflächlich.

Vorderhand erhielt er kein Kommando, sondern wurde mit allerlei kurzfristigen Aufträgen betraut. Zum Beispiel führte er ein Übungsdetachement, das damals aus drei Rekrutenbataillonen gebildet wurde. Dann ernannte man ihn zum Stabschef der V. Division. Bei Manövern erschien er als Mitglied der «historischen Sektion», der die Berichterstattung für das Militärdepartement übertragen war. 1899 erfolgte seine Beförderung zum Obersten und gleichzeitig die Kommandoübernahme über die welsche Infanteriebrigade I. In den Manövern, die im Herbst des gleichen Jahres im Saanegebiet stattfanden, sicherte er sich das spezielle Vertrauen seines Oberst-

korpskommandanten Arthur Techtermann. Die Brigade wurde 1901 und 1903 wieder in Manövern eingesetzt.

Als 1905 bekannt wurde, Köchlin übernehme das Kommando der II. Division, antwortete die welsche Presse mit einem uneingeschränkten Lob des Kommandanten. Dieser konnte unter anderm lesen, er sei welscher als sein Waadtländer Kollege Secrétan, dem die I. Division übertragen worden war. Man schätzte seine Schlagfertigkeit, die Kunst, für jede Gelegenheit ein paar passende Bemerkungen bereitzuhalten. Bekannt wurde sein Dankeswort an einen Gastgeber in Yverdon, der ihn in den Keller des Hauses geladen hatte: «Au salon on reçoit tout le monde, tandisqu' à la cave on ne reçoit que des amis.» Wenn er im Dienst an einer historischen Stätte vorbeikam, verfehlte er nicht, mit einigen markanten Sätzen auch seine Generation zur restlosen Hingabe an das Vaterland aufzufordern.

Höhepunkt seiner Laufbahn wurden die Manöver des ersten Armeekorps im Jahre 1907. Die von Ulrich Wille geleiteten Übungen fanden zwischen Freiburg und Yverdon statt. Im Oktober 1908 erlitt er einen Schlaganfall. Es war für ihn nun eine Selbstverständlichkeit, sein Kommando sofort niederzulegen. Wohl wegen eines Organisationsfehlers wurde er von der Liste der Offiziere gestrichen, was ihn bewog, das Militärdepartement anzufragen, ob er nicht, wie das üblich sei, zur Disposition gestellt werden könne. Bundesrat Hoffmann beantragte darauf, ihm das Platzkommando Basel zuzuteilen, dem er vorstand, bis ein neues Leiden im Jahre 1913 ihn auf sein letztes Krankenlager warf. Zeitweise schien es, als hätte er sich wieder völlig erholt. Ein Aufenthalt in Algerien hatte ihn so gestärkt, daß er noch eine Geschäftsreise nach Rußland unternehmen konnte. Die russische Sprache war ihm übrigens bekannt.

Dem Platzkommando Basel widmete er seine ganze Aufmerksamkeit. Um sich von der Zweckmäßigkeit der Anordnungen zu überzeugen, führte er eine Mobilmachungsübung durch. Er selbst sah sein Ende jedoch kommen und ging ihm mit der Haltung entgegen, die er von seinen Untergebenen im Ernstfall erwartet hätte, weder deprimiert, noch speziell erpicht, die verfügbare Zeit besonders auszukosten. Kurz vor seinem Tode konnte er einem Besucher sagen, man werde eben bei den himmlischen Heerscharen bald einen Obersten brauchen.

Die kaufmännische Begabung, den klaren Blick für Wirtschaftsfragen und die immer bedeutungsvoller werdenden sozialen Probleme hatte er von seinem Vater geerbt. Alphons Koechlin-Geigy (1821–93), wie viele seiner Vorfahren Fabrikant, hatte im Großen und Kleinen Rat sowie im Ständerat als Wirtschaftsfachmann gegolten. Er gehörte zu den Gründern der Basler Handelskammer und bereits er befaßte sich mit der Frage des Achtstunden-

Karl Köchlin

Rudolf Miescher

tages. Hier konnte Karl Köchlin angefangene Arbeiten weiterführen oder ausbauen. Sein Eintreten für den freien Samstagnachmittag oder für die in der «Lex Forrer» vorgesehene eidgenössische Kranken- und Unfallversicherung, die dann vom Volke verworfen wurde, zeigte ebenso gut wie die Tätigkeit in der Handelskammer, daß hier eine Tradition weitergeführt wurde. Mit seiner militärischen Laufbahn stand er in der Familie hingegen allein da. Leider fehlen uns Quellen, die uns erlaubten, genaueres über seine Freundschaften im Offizierskorps auszusagen. Es wird nur berichtet, er habe sich als Hauptmann der besondern Gunst von Oberst Wilhelm Bischoff erfreut. Sein Schwager Isaak Iselin, der ja im gleichen Jahr eine Division übernahm, stand ihm natürlicherweise ebenfalls nahe. Der Ort seiner Dienstleistungen erschwerte wohl einen engern Kontakt mit dem Basler Offizierskorps.

Über die Beerdigungsfeier berichtete die Presse, Basel habe schon lange kein derartiges Trauergeleite mehr gesehen. Antistes von Salis hielt im Münster die Leichenpredigt; der Liederkranz, dessen Ehrenmitglied Köchlin seit dem Festspiel von 1892 gewesen war, bot den letzten Sängergruß dar. Am Grabe sprach nach einem Choral des evangelischen Arbeitervereins zuerst Rudolf Sarasin, der Präsident der Handelskammer. Anschließend verdankte der weitherum bekannte Matthäuspfarrer Benz, der von Köchlin nach Basel geholt worden war, die sozialen Leistungen des Verstorbenen. Die Eidgenossenschaft hatte Nationalratspräsident Planta abgeordnet, weiter bemerkte man Altbundesrat Frey und Oberstdivisionär Wildbolz an der Spitze einer Reihe von weitern Offizieren.

8. Dr. iur. Rudolf Miescher, Oberstkorpskommandant

(17. 3. 1880 – 31. 7. 1945)
Kommandant der 4. Division 1931–34, des 3. Armeekorps 1934–41

General Wille konnte in seinem Bericht über den ersten Weltkrieg der Armee ein besseres Zeugnis ausstellen als sein Vorgänger Herzog nach der Grenzbesetzung von 1870/71. Der kurze, aber harte Satz: «Für mich steht fest, daß ein Krieg im August 1914 uns das frühere oder spätere Versagen vor dem Feinde gebracht hätte» mußte jedoch jedem Offizier mit größerer Verantwortung zu denken geben. Was nützte es der Armee, wenn sie nur

besser war, aber immer noch nicht genügend? Die Nachkriegsjahre mit den Friedensbestrebungen des Völkerbundes eigneten sich gar nicht, um dem Volk und der Armee diese Frage zur Besinnung vorzulegen. Es war deshalb eine ganz besondere Tat, als Rudolf Miescher gerade in einer derartigen Zeit auf seine glanzvolle politische Laufbahn verzichtete und sich der Armeeleitung zur Verfügung stellte. Daß er sich in der Armee am wohlsten fühlte, tat der Bedeutung dieses Schrittes keinen Abbruch.

Die Familie Miescher stammte aus Walkringen im Kanton Bern. Rudolf Mieschers Großvater, Dr. med. Friedrich Miescher-His, war als Professor der Medizin nach Basel berufen worden und hatte das Bürgerrecht des neuen Wirkungsortes erworben. Sein Vater, Pfarrer Dr. h. c. Ernst Gottfried Miescher, betreute eine Pfarrgemeinde in St. Gallen. Als Rudolf elf Jahre alt war, kehrte die Familie nach Basel zurück. Der Besuch des Gymnasiums bereitete ihm, da er an fremden Sprachen nicht sonderlich interessiert war, öfters Schwierigkeiten. Besser behagte ihm das Studium der Jurisprudenz an der Universität seiner Vaterstadt. Als Zofinger Student erwarb er sich rasch einen größern Freundeskreis. Einem Semester in Berlin folgte das Doktorexamen und diesem ein Aufenthalt in Lausanne. Dann durchlief er die üblichen Volontariate auf verschiedenen staatlichen Ämtern.

Mieschers politischer Aufstieg begann im Jahre 1911 mit der Wahl zum Großrat für die liberale Partei. Schon 1914 zog er in den Regierungsrat ein, wo ihm das Polizeidepartement und die Militärdirektion zugeteilt wurden. An beiden Orten schien ihm nicht alles zu gefallen, und so beschäftigte er sich sofort mit einer Reorganisation dieser Ämter, wobei ihn die unerwartete Mobilmachung überraschte. Je mehr der Krieg sich in die Länge zog und je näher es dem Landesstreik entgegenging, desto häufiger war er allerlei Anfeindungen ausgesetzt. Der Wechsel ins Baudepartement im Jahre 1919 mochte ihm gelegen kommen. Aber schon 1920 übernahm er sein drittes Departement, dasjenige der Finanzen. Der Anfang war nicht leicht, denn das Volk verwarf 1921 das noch von seinem Vorgänger entworfene Steuergesetz. Sein besonderes Verdienst bestand darin, daß es ihm im folgenden Jahre gelang, einen neuen Entwurf vorzubereiten, der die Genehmigung des Großen Rates fand, was endlich einen normalen kantonalen Finanzhaushalt ermöglichte. Die Militärdirektion behielt er trotz dem zweimaligen Departementswechsel bei. Allgemein fiel auf, daß er mit den Problemen eines jeden Departementes vertraut und auch imstande war, überall wertvolle Ratschläge zu erteilen.

Im Nationalrat, in den er seit 1919 gewählt wurde, vertrat er in erster Linie die Interessen Basels an der Rheinschiffahrt. Allen Problemen dieses neuen Verkehrsweges, vom Hafenausbau bis zu den Abmachungen mit den

Rheinstaaten, schenkte er stets eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Er setzte sich ferner für die Schweizer Mustermesse ein und war daran mitbeteiligt, daß der Sitz der Bank für internationalen Zahlungsausgleich (BIZ) nach Basel kam. Daneben fand er Zeit zu einem außerordentlich intensiven Studium der militärischen und kriegswissenschaftlichen Literatur der Vergangenheit und Gegenwart. Wir müssen es heute bedauern, daß es ihm nicht lag, wie Oberstdivisionär Bircher zur Feder zu greifen; an Stoff zu vielen äußerst wertvollen Abhandlungen hätte es ihm sicher nicht gefehlt.

Sein militärischer Aufstieg verlief abwechslungsreicher als üblich. Er begann die Offizierskarriere 1901 als Leutnant in der Basler Füsilierkompanie I/97. Als Oberleutnant wurde er 1907 Adjutant im Berner Infanterieregiment 13. 1912 zum Hauptmann befördert, rückte er in den Generalstab vor. Er hatte das Glück, bei sehr bekannten Truppenführern Dienst zu leisten: bei den Brigadekommandanten Egli und Rudolf von Erlach sowie bei Isaak Iselin und Generalstabchef von Sprecher. 1915 kommandierte er die Füsilierkompanie II/97 ad interim, was die Beförderung zum Major auf Jahresanfang 1916 ermöglichte. Das Kommando über das Bataillon 54 übernahm er von 1918 bis zum Jahresende 1921, dem Zeitpunkt seiner Ernennung zum Oberstleutnant. In den Jahren 1926 und 1927 führte er das Infanterieregiment 22 und von 1928 an, nach der Beförderung zum Obersten und als Nachfolger von Oberstdivisionär Ulrich Wille, die aus Schaffhausern und Zürchern bestehende Infanteriebrigade 13.

Allgemein vertrat man die Ansicht, Oberstkorpskommandant Biberstein habe Miescher zum Divisionskommandanten vorgeschlagen. Daß er zu den ernstzunehmenden Kandidaten gehöre, vernahm die Öffentlichkeit erstmals im September 1930, als er mit Oberstdivisionär Wille an die Manöver der deutschen Reichswehr abkommandiert wurde, während derer Reichspräsident von Hindenburg die ausländischen Offiziere begrüßte. Miescher hatte zwar noch vor der Abreise seinen Rücktritt als Regierungsrat auf den ersten Dezember des Jahres erklärt; doch vermutete ein Teil der Presse, er werde einen Posten in der Rheinschiffahrt annehmen, was das liberale Blatt mit der scharfen Bemerkung dementierte: «... und möchten beifügen, daß uns Herr Dr. Miescher nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst wie jede andere Privatperson Anspruch darauf zu haben scheint, daß sich die Öffentlichkeit nicht in seine Berufsangelegenheiten mischt.» Das Rätselraten ging dann weiter, als er auf Jahresende nicht befördert wurde.

Die Ernennung zum Oberstdivisionär und Kommandanten der 4. Division erfolgte auf den 1. April 1931. Das war noch etwas früher als vorgesehen und rührte davon her, daß Oberstdivisionär Favre wegen einer schweren Erkrankung genötigt war, sein Kommando plötzlich nieder-

zulegen. Unmittelbar nach der Wahl teilte Miescher seinen Rücktritt aus dem Nationalrat mit; auf seinen Sitz rückte der bekannte Journalist Dr. Albert Oeri nach. Die unerwartete Wahl Mieschers wurde von der Presse mit Freude zur Kenntnis genommen. Er selbst war um Arbeit nicht verlegen, denn im September mußte die 4. Division ihr großes Manöver bestehen. Er befehligte die blaue Partei; seine beiden Brigadekommandanten Oberst Peter Schmid (Gebirgsinfanteriebrigade 10) und Oberst Bircher (Infanteriebrigade 12) standen in einem besonders guten Rufe. Der Kommandant der roten Partei, der in der Einleitung erwähnte Oberst Karl von der Mühll, war mit der Basler Infanteriebrigade 11, der Kavalleriebrigade 2 und Radfahrertruppen, die im Raume Langenthal in Bereitschaft standen, dafür besorgt, daß die Vereinigung der beiden blauen Brigaden, welche von Mooslerau und Buttisholz aus ins Gefecht zogen, nicht sehr einfach zu bewerkstelligen war. Zum Abschluß defilierte die Division bei Niederbipp vor Bundesrat Minger und ihrem neuen Kommandanten. Diese Truppenschau lockte Scharen von Baslern an. Etliche Klassen der oberen Schulen wurden in einem Extrazug dorthin geführt, und eine Berner Bestuhlungsfirma, welche in einem Inserat Sitzplätze angeboten hatte, war innert kürzester Zeit ihren letzten Sessel losgeworden. Die von Oberstkorpskommandant Bridler und Bundesrat Minger gehaltene Manöverkritik trug den beiden Parteikommandanten hohes Lob ein.

Dieser Anfangserfolg bildete nun nicht den einzigen Höhepunkt in Mieschers Laufbahn. Es glückte ihm vielmehr, bis zu seinem Rücktritt jedem Unternehmen einen vollen Erfolg zu sichern. Besondern Gefallen fand er an taktischen Kursen und Zentralschulen. 1933 leitete er wieder größere Manöver, diesmal maßen sich die Brigaden 11 und 12 am Hauenstein. Auf den 1. November 1934 erfolgte, kurz nach dem plötzlichen Hinschied von Oberstkorpskommandant Biberstein, die Übertragung des Kommandos über das 3. Armeekorps unter gleichzeitiger Beförderung zum Oberstkorpskommandanten. Die ganz außergewöhnlich kurze Frist zwischen den beiden höchsten Beförderungen sowie die Tatsache, daß Miescher erst im 54. Altersjahr stand, weckten ein bißchen den Neid der Besitzlosen. So bemerkten die Basler Nachrichten: «Gerade deshalb wird man aber begreifen, wenn insbesondere unter den Offizieren der 4. Division das rasche Avancement ihres geschätzten Kommandanten in die höchste militärische Rangstufe gerne noch mit etwas Geduld erwartet worden wäre. Nach kaum vierjähriger Kommandodauer pflegen Divisionäre sonst nicht schon mit dem Stern im Lorbeer ausgezeichnet zu werden und auch mit 54 Jahren meist noch nicht.» Jedenfalls las man in der Zeitung nicht, er sei, wie bei der Beförderung zum Divisionär, mit einem Ständchen der Polizeimusik erfreut

worden. Die Ernennung entsprach jedoch durchaus den Gepflogenheiten der Armee, denn er war der dienstälteste Offizier in seinem Rang.

Am Tage seiner Kommandoübernahme fand man ihn in Magden, wo er die Übungen der von Oberst Ronus geführten Brigade 11 besprach. Die Zeitungen berichten ja im allgemeinen nicht sehr viel über derartige Kritiken, weil die Leser eher die romantische Seite des Manövers von der sichern Stube aus genießen wollen. Wenn, wie in diesem Falle, auf Einzelheiten eingetreten wurde, handelte es sich um Dinge, die man nicht jedesmal zu hören bekam. Miescher bemerkte, die Führer sollten im Gefecht nicht so oft rückwärts schauen. Bei einer ausgebildeten Truppe brauche man nicht stets zu kontrollieren, ob die Befehle auch richtig ausgeführt würden; das sei bei der Instruktion, nicht aber im Kampfe am Platze. Die wenigsten Leser ahnten wohl, daß Miescher damit nicht Offiziere bloßstellen wollte, sondern ein Problem hervorhob, welches die schweizerische Armee von Anfang an beschäftigt hatte: die Manöverüberwachung. Jahrelang wurden den Manövereinheiten Instruktoren beigegeben, welche die Einheitskommandanten bemuttern mußten. Als dieser Zustand überwunden war, dauerte es wiederum sehr lange Zeit, bis man den Parteiführern ihren eigenen Willen ließ und darauf verzichtete, in einem detaillierten Programm jeden Schritt auf die Minute genau vorzuschreiben. Gerade die Basler Kommandanten von Merian über Heinrich Wieland bis zu Isaak Iselin setzten sich für einen möglichst natürlichen Manöververlauf ein. Nachdem die Bevormundung nun überwunden schien, erkannten Armeeführer wie Miescher, daß viele Offiziere wohl die von oben gewährte Selbständigkeit zu verwerten wußten, aber nach unten sich gerade jene Fehler zuschulden kommen ließen, die sie ihren Vorgesetzten jahrzehntelang angekreidet hatten.

Die europäischen Verhältnisse ließen nach der Machtergreifung des Nationalsozialismus nichts Gutes ahnen und trugen dazu bei, daß in den Manövern der kommenden Jahre wertvollere Arbeit geleistet werden konnte als zur Zeit der Völkerbundshoffnungen. Miescher leitete 1935 Übungen zwischen dem Zugerberg und dem Aeugsterberg, 1936 zwischen dem Tößtal und dem Toggenburg und führte 1938 eine operative Übung für alle höhern Kommandanten durch.

Ganz im Gegensatz zu 1914 überraschte der Ausbruch des zweiten Weltkrieges im Spätsommer 1939 niemanden. Miescher selbst sah dem Aktivdienst mit Zuversicht entgegen. Im Basler Jahrbuch von 1944 verglich er die Bereitschaft der Armee während der beiden Völkerringen. Auf die von der Redaktion gestellte Frage, ob die Schweiz aus der Zeit von 1914/18 etwas gelernt habe, antwortete er, er sei «glücklich, sie absolut positiv mit Ja beantworten zu können». Er erinnerte daran, wie 1914 der Basler

Regimentskommandant über ihn, den jugendlichen Militärdirektor, gelächelt habe, als er den Umzug vom alten ins neue Zeughaus in drei Tagen vorzubereiten befahl, um auch bei einer eventuellen Mobilisation der Lage stets gewachsen zu sein. Die Tatsache, daß nicht nur die Armee, sondern auch die Wirtschaft 1939 auf einen Ernstfall gefaßt war, schien ihm noch wichtiger als die Reformen, die der Truppe mehr Erfolg im Kampfe versprachen. Die Militärfürsorge, besonders der Lohnausgleich, und eine reibungslose Armeeverpflegung führten nach seiner Meinung bei der Truppe zu einem neuen Sinn für soldatische Haltung und Pflichterfüllung. Nur über die Politiker klagte er noch genau gleich wie schon vor fast hundert Jahren Hans Wieland: «Geht ein friedlicher Wind durchs Land, so streichen sie die Kredite für die Armee, und wird's gefährlich, so sind sie die ersten, die sich beklagen über alles, was nicht vorhanden ist.»

Im März 1940 feierte er seinen 60. Geburtstag und fast auf den Tag genau das vierzigjährige Dienstjubiläum, wobei er von der ganzen schweizerischen Presse hohes Lob entgegennehmen durfte. Als kurz darauf Frankreich zusammenbrach, das Reduit bezogen werden mußte und Unsicherheit und Ängstlichkeit im Lande um sich griffen, mutete er sich ein Arbeitspensum zu, dem seine körperlichen Kräfte nicht mehr gewachsen waren. Im Mai 1941 erlitt er einen schweren Ohnmachtsanfall. Er reichte sofort seinen Rücktritt ein, gemäß seiner Überzeugung, nur ganze Arbeit zu leisten, sei sinnvoll. Persönlich fiel ihm der Abschied schwer. Im November 1940 hatte er noch im Auftrag des Generals ein erstes Reduitmanöver geleitet, wobei eine Division die Pforte von Thun sperren und eine andere die Zugänge zu den Freiburger Voralpen abriegeln mußte.

Nach seinem Rücktritt erholte er sich rasch, was die Basler daran erkannten, daß er täglich wieder seinem geliebten Reitsport huldigte. General Guisan betraute ihn deshalb am 19. Februar 1942 persönlich mit einem schwierigen Spezialauftrag. Oberstleutnant Barbey, Chef des persönlichen Stabes des Generals und Verfasser des bekannten Tagebuches über den Aktivdienst, schildert den Besuch in der «langweiligen» Villa beim Bahnhof (Jacob-Burckhardt-Straße 73) ausführlich. General Guisan wollte Miescher beauftragen, ein Protokoll über die unerfreulichen Verhältnisse in der Flieger- und Flabtruppe abzufassen, war aber nicht sicher, ob dieser bereit sei, die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Die beiden Gäste wunderten sich über sein ausgezeichnetes Gedächtnis und erhielten schließlich eine Zusage. Barbey bemerkte: «Der General verabschiedet sich erleichtert und sogar befriedigt, ohne daß in der Unterredung zwischen den beiden Chefs, mangels gegenseitiger Zuneigung, sehr viel Natürlichkeit oder Herzlichkeit vorhanden gewesen wäre.»

Es fällt schwer, die Gründe herauszufinden, weshalb die beiden Heerführer keine Freunde waren. Immerhin kann man ja zwei Menschen nicht einfach befehlen, sie hätten einander zu gefallen. Der Unterschied zwischen dem Basler Juristen und dem welschen Gutsbesitzer, dessen Muttersprache Miescher von Kindsbeinen an nicht gerade symphatisch gewesen war, mochte einer Annäherung etwas im Wege gestanden sein. Übrigens hielten auch andere besonders tüchtige Korpskommandanten wie Borel und Labhart eine gewisse sachliche Distanz zu ihrem Chef. Wir dürfen aus dieser Bemerkung Barbeys nicht auf Schwierigkeiten in der obersten Leitung schließen. In militärischen Dingen verhielten sich die Korpskommandanten stets loyal; es wäre ihnen nie eingefallen, eine Anordnung Guisans, sei es nun in bezug auf das Reduit oder eine Detailangelegenheit, zu hintertreiben. Der General wiederum brachte ihnen ein Vertrauen entgegen und ließ ihnen eine Selbständigkeit, die sie bei manchen andern Oberbefehlshabern vergeblich gesucht hätten.

Der Bericht Mieschers führte später zu einem Kommandowechsel bei der Fliegertruppe; er selbst hatte sich zwar gehütet, einen solchen Antrag zu stellen, sondern sich auf die Beschreibung der Verhältnisse beschränkt. Im Mai 1943 wählte General Guisan ihn für eine neue Aufgabe, nämlich in Luzern eine operative Übung für die obersten Kommandanten zu leiten. In seinem Tagebuch wundert sich Barbey über die harte Kritik etlicher Offiziere an der ihm durchaus gut scheinenden Übungsanlage. Er meint dann: «Es stimmt, daß unsere Leute Ironie und manchmal sogar den Humor recht schlecht ertragen. Miescher hat von beidem etwas.» Wohl einer der letzten militärischen Anlässe, zu denen Miescher eingeladen wurde, dürfte die vom General besuchte Basler Soldatenweihnacht von 1944 gewesen sein. Nach der Feier erfreute er die eingeladene Tafelrunde mit einer witzigen Ansprache über seine Dienstzeit. Der General benützte die Gelegenheit, seine Verdienste speziell zu verdanken.

Schließlich müssen wir noch sein Wohlwollen der Basler Militärbibliothek gegenüber erwähnen. Als die Basler Offiziersgesellschaft, die diese kostbare Sammlung verwaltete, im Jahre 1937 ihre Statuten änderte, bestand die Gefahr, das Bibliotheksvermögen könnte in Zukunft für Vereinszwecke gebraucht werden. Mit Spenden im Betrage von insgesamt 12 000 Franken ermöglichte Miescher, die Bibliothek von der Gesellschaft zu trennen; seine Gabe erhielt den Namen «Oberst Miescher Fonds». Die Universitätsbibliothek übernahm die Verwaltung. Um die Bücher im Kriegsfalle vor einem Zugriff durch einen Gegner zu schützen, beschloß man 1943, die «Stiftung Militärbibliothek Basel-Stadt» ins Leben zu rufen. Rechtlich gesehen war sie nun Privatbesitz. Miescher erhielt bis zu seinem Tode das Präsidium. Aus seinem Nachlaß fielen der Bibliothek 741 Bücher und Schriften zu.

Rudolf Miescher starb zwei Tage nach einer ganz plötzlich notwendig gewordenen Operation. Die Trauerfeier fand in der Pauluskirche statt, an deren Bau sein Vater maßgebend beteiligt gewesen war. Der General hatte Mieschers langjährigen Stabschef, Oberstdivisionär Heinrich Iselin, gebeten, den Dank der Armee abzustatten; er selbst und Generalstabchef Huber nahmen an der Feier teil.

Wer jemals über Miescher schrieb, stellte sein klares Denken, seinen konsequenten Willen, seine ungewöhnlich große Menschenkenntnis und die Gabe, Schwierigkeiten vorauszusehen, in den Vordergrund. Die Untergebenen bestätigten, er sei ein angenehmer Vorgesetzter gewesen, weil er freie Hand ließ und nicht alles selber machen wollte; das Versagen einzelner benützte er nie, um nachher allgemeingültige Vorschriften oder Verbote aufzustellen. Seine Manöverkritiken waren beliebt, da er belehren und nicht tadeln wollte. Nur wenn er ironisch wurde, stieß er nicht immer auf Verständnis. Man bewunderte seine Härte gegenüber sich selbst; schon als Regierungsrat war er durch seinen Frühritt vor dem Arbeitsbeginn dafür bekannt gewesen. Allgemein würdigte man sein durch intensives Studium erworbenes fachliches Wissen, das zusammen mit dem natürlichen Führertalent erst den erstklassigen Offizier ausmachte. Man schätzte es, daß er im Soldaten auch den Bürger sah, und es wurde festgestellt, daß er sein Ansehen nie durch Werben um die Volksgunst zu mehren trachtete. Die Beziehungen zu seinen Kameraden pflegte er auch außerdienstlich. Die Industrie drückte ihre Dankbarkeit aus, daß er für wirtschaftliche Fragen immer volles Verständnis bewies; in seinen letzten Jahren hatte er sich noch um ein landwirtschaftliches Anbauwerk der CIBA verdient gemacht. Sicher wurden ihm im Vergleich zu den bisherigen Basler Kommandanten weniger Enttäuschungen und weniger Schwierigkeiten zuteil.

9. Dr. iur. Heinrich Iselin-Weber, Oberstkorpskommandant

(28. 7. 1888 – 31. 1. 1955)
Kommandant der 4. Division 1940–47, des 4. Armeekorps 1947–53

Unser letzter hoher militärischer Führer war der einzige, der als Stabschef jahrelang unter einem andern Basler Dienst leistete und von diesem wohl für die oberste Führung vorgeschlagen wurde. Das Zwiegespann Miescher–Iselin wird in der Fachliteratur und Tagespresse mehrmals als seltener Ideal-

Heinrich Iselin
1947 nach seiner Beförderung zum Oberstkorpskommandanten
mit General Guisan an einer Tagung der Verwaltungsoffiziere
in Rapperswil

fall bezeichnet. Wie gut die beiden Offiziere sich verstanden, geht zudem aus der Tatsache hervor, daß Miescher nach seiner Beförderung zum Korpskommandanten Iselin auch im neuen Aufgabenkreis als Stabschef beibehielt. Das heißt nun nicht im geringsten, daß Heinrich Iselin seine Funktionen im Schatten seines Lehrers ausgeübt hätte. Er war eine Persönlichkeit eigener Prägung, wie alle erfolgreichen Kommandanten.

Sein Lebenslauf hebt sich von den übrigen schon deswegen ab, weil er als einziger nie in eine politische Behörde gewählt worden ist. Auch seine berufliche Karriere hat für den Uneingeweihten nichts Außergewöhnliches an sich. Wenn wir lesen, er sei 1924 Sekretär des schweizerischen Seidenbandfabrikantenvereins geworden, 1926 dort zum Präsidenten vorgerückt und habe 1928 zudem die Leitung des Sekretariats des «Bureau international pour la Standardisation des Fibres artificielles» übernommen, sagt uns das noch nicht viel. Wir dürfen aber nicht vegessen, daß der Kampf zur Rettung der von der Krise schwer bedrängten Textilindustrie äußerst aufreibend war und höchste fachliche Anforderungen stellte.

Heinrich Iselin war mit dem bereits besprochenen Oberstkorpskommandanten Isaak Iselin verwandt. Heinrichs Vater, John Emanuel, der schon ein Jahr nach der Geburt seines Sohnes starb, war dessen Bruder. Heinrichs Mutter Elisabeth, geborene His, ließ ihrem einzigen Kinde die beste Schulbildung zukommen, welche die Stadt damals zu bieten hatte: Freie evangelische Volksschule, humanistisches Gymnasium und Universität. Als der erste Weltkrieg ausbrach, hatte Iselin nicht nur sein juristisches Doktorexamen hinter sich gebracht, sondern auch das «gute, alte Europa» weitgehend bereist. Deutschland kannte er genau; besonders die Hauptstadt Berlin wurde ihm durch einen Studienaufenthalt vertraut. Längere Zeit verbrachte er in England; Prag und Kopenhagen waren weitere Reiseziele. Ferner weilte er ein Semester in Genf, die französische Sprache war ihm übrigens von klein auf vertraut.

Obschon er bei seiner zahlreichen Verwandtschaft stets gern gesehen war und in den Studentenverbindungen Paedagogia und Zofingia zahlreiche Freunde fand, wuchs er doch etwas einsamer und ernster auf als seine Kameraden, die ihren Vater kannten. Wertvoll für seine spätere militärische Tätigkeit war natürlich die durch das Schicksal aufgezwungene Selbständigkeit. Seine vornehme Art, die eigene Person geschickt hinter der Sache zu verstecken und die Tat allein wirken zu lassen, dürfte wohl auf das Vorbild seiner Mutter zurückzuführen sein.

Der erste Weltkrieg machte dann verschiedene berufliche Pläne zunichte. Heinrich Iselin rückte als Subalternoffizier der Kavallerie zum Grenzdienst ein. Er war 1909 Leutnant geworden und avancierte 1917 zum Hauptmann

und Kommandanten der Guiden-Schwadron 7. Übrigens ging er als einziger Basler Armeeführer aus der Kavallerie hervor. Diese Waffengattung besaß damals eine ganz andere Anziehungskraft als heute; sie war zuerst mit Maschinengewehren ausgerüstet worden und erhielt jene Aufträge, die man später motorisierten oder mit Spezialwaffen versehenen Einheiten übertrug. Besonders beansprucht wurde sie auch in den Tagen des Generalstreiks.

1920 verehelichte sich Henri Iselin – wie er in Basel meist genannt wurde – mit Fräulein Irmgard Weber aus Wädenswil. Bald verlegte er seinen Wohnsitz definitiv von der mütterlichen Stadtwohnung, Mittlere Straße 19, in den von seiner Großmutter His ererbten Landsitz in Riehen. Dieses Kleinod baslerischer Baukunst wurde dank der großzügigen Gastfreundschaft, welche die Besitzer an den Tag legten, gar vielen zum besonderen Erlebnis. Der Ehe entsprossen zwei Töchter und zwei Söhne.

Die Beförderung zum Major im Jahre 1923 bedeutete einen Wendepunkt in seiner militärischen Laufbahn. Von jetzt an war er Stabsoffizier und führte Einheiten nur solange, als es die gesetzlichen Bestimmungen vorschrieben. Er kommandierte 1927 die Dragonerabteilung 4, die Voraussetzung seiner Beförderung zum Oberstleutnant, die im Jahre 1929 erfolgte. 1935 befehligte er das Baselbieter Infanterieregiment 21, was die Beförderung zum Obersten auf Jahresende ermöglichte.

Seine Stabsdienste leistete er 1924 und 1925 in der 3. Division, 1926 in der Infanteriebrigade 7. 1928 wurde er der 4. Division zugeteilt, die damals unter dem Kommando von Oberstdivisionär Favre stand. Als dieser 1931 krankheitshalber zurücktreten mußte, folgte Miescher nach, und damit begann jene Basler Zusammenarbeit, die dann so berühmt werden sollte. 1932 übernahm Iselin den Posten des Stabschefs; er ersetzte den in der Einleitung erwähnten Obersten Ronus, welcher nun seine Brigade übernahm. 1936, nach dem Regimentskommando, berief Miescher Iselin zu sich ins dritte Armeekorps. Von dort aus wurde er einmal ins zweite Armeekorps zu Oberstkorpskommandant Prisi abkommandiert.

Als er 1939 erneut in den Aktivdienst einrückte, wußte er in der Tat noch nicht, was ihm bevorstand. Er konnte wohl auch nicht einfach mit einem Divisionskommando rechnen, denn er hatte als Stabsoffizier selten Gelegenheit erhalten, seine Führungsfähigkeit zu beweisen. Verschiedene Kritiker betonen, es sei durchaus etwas Außergewöhnliches, daß ein Offizier der obersten Armeeleitung vorher ein derartiges Interesse an den Problemen des rückwärtigen Dienstes zeige, wie das bei Iselin der Fall war. Dieses Interesse hätte ihm auch zum Verhängnis werden können, wenn nicht etwa sein Vorgesetzter Miescher oder General Guisan der Ansicht gewesen wären, Iselin sei zum hohen Kommando befähigt, weil er nicht Knecht

sondern Meister des rückwärtigen Dienstes sei. Über seine Tätigkeit als Divisionskommandant lesen wir dann so viel Positives, daß wir begreifen, wenn seine Beförderung zum Oberstkorpskommandanten überall als Selbstverständlichkeit hingenommen wurde.

Oberstleutnant Barbey, Chef des persönlichen Stabes des Generals, macht in seinem bekannten Tagebuch, ohne Iselins Namen zu nennen, dem Kommandanten der 4. Division ein sehr bezeichnendes Kompliment. Barbey schreibt – und er geht mit solchen Feststellungen sparsam um, – daß in den Wintermanövern von 1944 das Basler Infanterieregiment 22 besonders «verdienstlich» aufgefallen sei, weil es, obwohl an der Grenze der Leistungsfähigkeit angelangt, «mit letzter Anstrengung bis zum äußersten» noch einen Vorstoß nach Hochdorf unternommen habe. Nun, das Basler Regiment wäre damals nicht unbedingt durch jene selbstverständliche Bereitschaft aufgefallen, wenn sein Divisionskommandant sich nicht so großer Wertschätzung erfreut hätte. Bereits über die Manöver der Division Iselin anfangs 1941 schreibt Barbey, sie seien eine eindrückliche Demonstration der Ausdauer gewesen, aus der die ausländischen Beobachter nun ihre Folgerungen ziehen könnten.

Als Iselin die 4. Division übernahm, fühlte er sich begreiflicherweise in der Handhabung der Waffen, über die er zu gebieten hatte, nicht so sicher wie ein langjähriger Truppenführer. Er ließ es sich daher nicht nehmen, beim bekannten Spezialisten, Oberst Oskar Frey, das Nötige zu lernen, um über die Möglichkeiten und Grenzen von Waffe und Soldat genau Bescheid zu wissen. Wenn etwa erzählt wird, der Herr Divisionskommandant habe sich während einer Inspektion auf den Boden gelegt und mit eigenem Auge über Korn und Visier geprüft, ob die Auftragserklärung des verantwortlichen Soldaten sinnvoll sei, so sind das keine Märchen.

Immer wieder stoßen wir in der Presse auf die Bewunderung der außergewöhnlichen Kenntnisse, die jedes Flunkern von Seiten der Untergebenen zum vornherein ausschlossen. Stets wird dabei auch der Takt betont, mit dem Iselin die Unstimmigkeiten zur Sprache brachte; nie mußte der Verantwortliche das Gefühl haben, er sei bei den Kameraden oder vor der Mannschaft bloßgestellt worden. Bei dieser Gelegenheit sei auch bemerkt, daß Iselin wohl mehr als andere Offiziere den Dialekt der Schriftsprache vorzog, was jede Diskussion menschlicher und vertrauenerweckender gestaltete. In guter Erinnerung sind den Soldaten der 4. Division die Tagesbefehle, mit denen der Kommandant am Ende eines Ablösungsdienstes nach einigen Bemerkungen über das Geleistete und das Bevorstehende den persönlichen Dank für die getane Arbeit abstattete. Bei den Offizieren war Iselin als Kursleiter sehr geschätzt. Seine wohl präparierten und klar aufgebauten Vor-

lesungen boten vieles, was in der Fachlektüre nicht zu finden war. Der Sektion «Heer und Haus» stellte er sich aus voller Überzeugung zur Verfügung. Bekannt war sein Referat über das Beschwerderecht, das er auf Wunsch eines Offiziers dieses Dienstzweiges an vielen Orten vortrug.

Glücklicherweise besitzt die Universitätsbibliothek Basel zwei von Iselin verfaßte Manöverkritiken. Sie stammen aus der Zeit, als er bereits das vierte Armeekorps führte und mit seinen Divisionen und Brigaden Übungen in den bedeutsamsten Gegenden seines Abschnittes durchführte, 1949 am Rickenpaß und 1950 an der Thur. Wer diese beiden Berichte liest, wird, auch wenn er gar nichts über den Verfasser weiß, von der Überlegenheit des Kritikers beeindruckt sein. Er geht weder dem Lob noch dem Tadel aus dem Wege. Besonders auffallend ist seine Allgegenwart; die Einzelheiten fallen ihm genau so auf wie die großen Probleme. Er sieht zum Beispiel, daß es eine bestimmte Flabkompanie gibt, bei der das Tarnen der Geschütze nie richtig eingeübt worden ist. Er merkt jedoch auch, weshalb die neu gegründete Leichte Brigade nicht vom Fleck kommt: weil nämlich die noch nicht aneinander gewöhnten Offiziere sich durch Friktionen das Leben saurer machen, als nötig wäre. Wenn er die höhere und mittlere Führung tadeln muß, gibt er anschließend nicht nur eine, sondern gleich mehrere Möglichkeiten an, wie man das Ziel hätte erreichen können. Da er nie persönlich wird, darf auch die Mannschaft die Kritik zu hören bekommen: «Es war mir daran gelegen, daß nicht nur Sie, sondern auch die Truppe über den Verlauf der Manöver Bescheid wüßte,» lesen wir am Anfang des Berichtes von 1950. In dieser Zusammenfassung steht auch die Bemerkung, Kommandoposten gehörten nicht in wichtige Wirtschaften. Wahrscheinlich wußte Iselin sogar, welche Kommandanten diesen Satz am Hauptverlesen überspringen würden.

Oft wurde bemerkt, Iselin bekunde auch für die Anliegen der Volkswirtschaft volles Verständnis. Dies ist begreiflich, wenn man sich daran erinnert, daß er zwanzig bewegte Jahre in der Textilindustrie verbracht hatte. So war es denn gegeben, daß der Basler Handels- und Industrieverein 1949 gerade ihn bat, er möge über das Thema «Landesverteidigung und Volkswirtschaft» sprechen. In seinen zweistündigen Ausführungen stellte er unter anderm fest, die Armee müsse sich den heute rasch wechselnden Aufgaben anpassen können. Den Reduitgläubigen teilte er mit, daß man auch das Mittelland verteidigen könne, und den Sparsamen bewies er, daß dies nicht ohne finanzielle Opfer gehen werde. Nie wäre es ihm eingefallen, für ein ganz bestimmtes Waffenmodell Propaganda zu machen. Wichtig schien ihm dagegen, dahin zu wirken, daß die Armee im Ernstfall bereit sei, mit den Waffen auch zu kämpfen.

Über seine Tätigkeit in der Landesverteidigungskommission, in welcher er als Oberstkorpskommandant von Amtes wegen Sitz und Stimme hatte, schweigen die Akten natürlich noch. Wir müssen uns mit der bekanntgegebenen Feststellung begnügen, daß er in dieser Behörde sehr geachtet war. Oberstkorpskommandant Frick, einer seiner Dienstkollegen, würdigte in der Neuen Zürcher Zeitung besonders sein stets überlegenes Urteil und sein fachliches Wissen. Anschließend bemerkte er, Iselin habe den Militärdienst als ein Dienen im eigentlichen Sinne des Wortes aufgefaßt, «in einer Zeit, wo das Wort «Dienen» beinahe einen schlechten Beigeschmack hat».

Gerade diese für Iselin so selbstverständliche Hingabe an die gestellten Aufgaben führte zu jenem Vertrauen, welches seine Untergebenen immer wieder dankbar empfanden. Als die Offiziere der 4. Division sich 1947 auf Schloß Kyburg von ihrem zum Korpskommandanten beförderten Chef verabschiedeten, stellte Oberst Walter Frölicher die Dienstauffassung Iselins in den Mittelpunkt seiner Ansprache. Sie, so bemerkte der Redner, habe die Arbeit in der ganzen Division wohltuend beeinflußt. Die wortlose Pflichterfüllung des Chefs schien ihm zu einer Richtschnur geworden zu sein, die dem Offizierskorps eine harmonische Zusammenarbeit ermöglichte, und der stete Kontakt mit den Soldaten zu einer Quelle, aus der eine erfreuliche Bereitschaft für jede Leistung strömte.

Zwei kleine Anekdoten aus dieser Abschiedsrede mögen die Persönlichkeit Iselins noch etwas besser charakterisieren. Von einem Gebirgskurs in Andermatt berichtete Oberst Frölicher folgendes Erlebnis: «Ein bissiger Wind pfiff durch das Urnerloch und es regnete und schneite. Das Seil war hart gefroren und der Klassenlehrer verriet mir, er hätte nach dem zehnten Mann abgebrochen, wenn nicht der Divisionskommandant dagestanden wäre, eisern, bis der letzte der 36 Schüler die Abseilstelle überwunden hatte. Den Leuten hat diese an sich harmlose, aber erzieherisch doch so bedeutungsvolle Begebenheit nachhaltigen Eindruck hinterlassen.» Der andere Vorfall ereignete sich im Winter 1942: «Als ich mich gegen Abend als Zivilist in der Nähe einer Gruppe gesprächiger Soldaten des Basler Regimentes befand, die gegen Wengen fuhren, hörte ich, wie der eine in gewohnter rauher Soldatensprache schilderte, daß der Divisionskommandant auf den Hölzern keine Kanone sei. Wie ein Mann setzten sich seine Begleiter in echten Basler Ausdrücken für ihren Divisionskommandanten ein: Es komme nicht darauf an, wie er skifahren könne, aber daß er seine alten Ski nochmals hervorgeholt habe, um seine Soldaten auch in solchen Kursen, wie man das im Felddienst von ihm gewohnt sei, zu besuchen, zeuge von Interesse und der Hingabe, die er jeder Tätigkeit seiner Leute zu deren Ansporn entgegenbringe.»

Als Korpskommandant befehligte er zürcherische und ostschweizerische Truppen. Die Urteile in der Presse dieser Kantone bezeugen, daß er sich auch im neuen Aufgabenkreis gleich großer Beliebtheit und Verehrung erfreute.

Obschon er nach seinem Rücktritt im Jahre 1953 noch einige Arbeiten für das Militärdepartement auszuführen hatte, war er nun frei für eine Reihe von Aufgaben kultureller und wirtschaftlicher Art, die er mit der ihm eigenen Arbeitslust in Angriff nahm. Die Kette der Dienstleistungen zu gemeinnützigen Zwecken war zwar nie abgerissen; aber vielleicht opferte er dafür Ruhezeit, die er eigentlich nötig gehabt hätte.

Es wäre nicht richtig, wenn diese Tätigkeit Heinrich Iselins nicht auch kurz zur Sprache käme. Von 1927 bis zu seinem Tode saß er im Komitee des Diakonissenhauses in Riehen, von 1929–1951 als Präsident. 1928 wurde er in den Vorstand der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft gewählt und bereits im folgenden Jahre zum Präsidenten erkoren. Dieses Präsidium behielt er bis zu seinem Lebensende bei. Große Freude bereitete ihm die Berufung in die Kuratel der Universität nach seinem Rücktritt aus der Armee. Aus einer Reihe weiterer Institutionen, die sich seiner Mitarbeit erfreuten, seien noch die Gemeinnützige Gesellschaft, die Taubstummenanstalt Riehen, die Freie Evangelische Schule und die Synode der evangelisch reformierten Kirche genannt.

Der Kreis dieser Aufgaben deutet an, daß Heinrich Iselin der Kirche nahestand. Es war nicht seine Art, darüber Worte zu verlieren; aber der Kirchgemeinde in Riehen schien etwas an der Predigt zu fehlen, wenn er einmal nicht dabei sein konnte. Der christliche Glaube war die Grundlage, auf der er sein Leben aufbaute. Jede Arbeit schien ihm Dienst an Gott; aus diesem Gedanken heraus leistete er auch Militärdienst.

Der Tod kam völlig überraschend. Aber Heinrich Iselin hatte das seltene Vorrecht, gleich vornehm sterben zu dürfen, wie er gelebt hatte: «Er starb am Schreibtisch sitzend, den Bleistift in der Hand, die in gewohnter Klarheit und Pflichttreue den Jahresbericht der akademischen Gesellschaft soeben vollendet hatte,» schließt der Lebenslauf seiner Kinder. Die Trauerfeier fand in der ihm vertrauten Dorfkirche zu Riehen statt. Es war der erste Auftrag des soeben gewählten Bundesrates Chaudet, den Dank und die Teilnahme der Heimat zu übermitteln.

Literaturverzeichnis

A. ungedruckte Quellen

1. Schweizerisches Bundesarchiv

Operationsbericht der Division Burckhardt, Band 1648 (Periode 1814–48).
Beilagen zum Protokoll der Tagsatzung von 1847, Band 129.
Besondere Militärangelegenheiten 1815–48, Band 1642.
Berichte der Direktion der eidg. Militärschulen, Band 1124.
Kriegsakten Grenzbesetzung 1870/71: Paravicini.
Akten über den Rücktritt von Rudolf Merian 1876.
Akten über die Heinrich Wieland – Jola-Affäre 1878.
Berichte der Landesverteidigungskommission 1891.
Briefwechsel über den Rücktritt von Oberst Köchlin 1907.

2. Staatsarchiv Aarau

54 Briefe von Rudolf Merian an Hans Herzog 1862–91.
8 Briefe von Rudolf Paravicini an Hans Herzog 1855–85.

3. Staatsarchiv Basel

Militär:	A 6	Eidg. Militärorganisation 1803–81.
	B 3	Militärkollegium 1803–75.
	B 22	Kriegsgericht 1833–82.
	C 1	Militärkollegium Jahresberichte 1834–74.
	C 10	Kopien von Schreiben des Militärkollegiums.
	O 3	Zentral- und Militärschule in Thun 1804–82.
	O 5	Truppenzusammenzüge 1852–77.
	AA 1	Offiziere, Allgemeines und Einzelnes 1800–82.
	AA 3	General, Waffenchefs, Divisionäre, Korpskommandanten.
	AA 4	Kantonale Kurse und Übungen 1823–94.
	AA 5	Eidg. Kurse und Schulen.
	AA 7	Porträt von Oberst Hans Wieland.
Protokolle:	F 2	Militärkollegium 1830–75.
Politisches:	HH	1870, deutsch-französischer Krieg.
Privatarchive:	123	Familien Wieland.
	146	Merian-Iselin-Stiftung.
	150	Nachlaß Oberst Heinrich Wieland.

B. gedruckte Quellen

1. Fachzeitschriften

a) Militärzeitschrift, Helvetische 1833–49.
Militärzeitschrift, Schweizerische 1850–54.
Militärzeitung, Allgemeine Schweizerische 1855–1947.
Militärzeitschrift, Allgemeine Schweizerische 1948 ff.
b) Monatszeitschrift für Offiziere aller Waffen, Schweizerische 1889–1920, 1926–47.
Vierteljahresschrift für Kriegswissenschaft, Schweizerische 1921–25.
c) Taschenkalender für Schweizer Wehrmänner 1877 ff.
d) Zeitschrift für die Schweizerische Artillerie 1865–1919.

2. Presse

Avisblättchen (Basel).
Basler Zeitung (1831–59).
Berner Zeitung.
Bund.
Grenzpost, Schweizer und Tagblatt der Stadt Basel.
Intelligenzblatt, Allgemeines der Stadt Basel.
Nachrichten, Basler.
National-Zeitung, Schweizerische (1842–57).
National-Zeitung (1888 ff.).
Neue Zürcher Zeitung.
Schweizerzeitung, Allgemeine.
Verfassungsfreund, Berner.
Volksbote, Christlicher aus Basel.
Volksfreund, Schweizerischer.

3. Gedruckte Arbeiten der Basler Armeeführer

Iselin Heinrich: Manöver des 4. Armeekorps 1949; Manöver des 4. Armeekorps 1950 (Vervielfältigungen); Nekrolog Rudolf Miescher, Basler Jahrb. 1946.
Köchlin Karl: Bundesgesetz betr. Kranken- und Unfallversicherung; Postcheque und Postgiro; Zeitbild aus den Achtzigerjahren; Nekrolog Rudolf Sarasin, Basler Jahrb. 1907.
Merian Rudolf: Beleuchtung der strategischen Verhältnisse des Jurabahnnetzes, Basel 1872; Mein Abschied von der IV. Armeedivision, Basel 1876; Versuch einer Schießtheorie für schweizerische Offiziere der Infanterie und Cavallerie, 1. Aufl., Basel 1878.
Wieland Hans: Neutralität, die Schweizerische, Basel 1861, 1866, 1880.
Wieland Heinrich: Der Unteroffizier als Chef einer Tirailleurgruppe, 2. Aufl., Basel 1874.

4. Übriges

Basler Jahrbuch, seit 1960 Basler Stadtbuch.
Basler Taschenbuch.
Egli Karl: Schweizer Heereskunde, 1916.
Etat des eidgenössischen Stabes 1848–75.
Eidgenössischer Militär-Etat 1876–79.
Etat der Offiziere der Stäbe und der eidg. Truppenkörper 1880–92.
Etat der Offiziere des schweiz. Bundesheeres 1893–1940.

Feiß Joachim: Das Wehrwesen der Schweiz, 3. Aufl., 1895; Die schweizerische Infanterie, 1896; Gutachten über die militärische Bedeutung der Jurabahnen (anonym 1872).
Fetscherin Wilhelm: Repertorium der Abschiede der eidg. Tagsatzungen 1814–48.
Frick Hans, Oberstkorpskommandant: Nekrolog Heinrich Iselin, Neue Zürcher Zeitung.
Keller Arnold, Oberstdivisionär: Lebenserinnerungen, 1935.

C. Darstellungen

Barbey Bernhard: Fünf Jahre auf dem Kommandoposten des Generals, 1948.
Basler Hinkende Bote 1865, 1894 (Hans und Heinrich Wieland).
Basler Kadettenkorps, Das, Basler Nachrichten 12./13. 9. 1909.
Bauer Fritz: Vor 25 Jahren, Basler Jahrb. 1896.
Bernoulli August: Basel in den Dreißigerwirren, Basler Neujahrsblätter 85–87, 1907–09.
Bonjour Edgar: Geschichte der schweiz. Neutralität, 1946; Das Schicksal des Sonderbundes, 1947; Die Schweiz und Europa, Band 2, 1961; Die Universität Basel von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, 1960.
Brüderlin Rudolf: Die drei Obersten Wieland, 1899 (Sonderabdruck Allg. Deutsche Biographie).
Burckhardt August: Basler in fremden Diensten, Basler Neujahrsblatt Nr. 95, 1917.
Burckhardt Max: Jacob Burckhardts Briefe, 1952 ff.
Burckhardt Paul: Die Geschichte der Stadt Basel von der Trennung des Kantons bis zur neuen Bundesverfassung, Basler Neujahrsblätter Nr. 90–92, 1912–14; Geschichte der Stadt Basel, 1942.
Burckhardt-Werthemann Daniel: Bilder und Stimmen aus dem verschwundenen Basel, 1946; Vom alten Basel und seinen Gästen, 1948; Theodor Meyer-Merian, Basler Jahrb. 1948.
Bürgin Alfred: Geschichte des Geigy-Unternehmens von 1758–1939.
Haegler J. J.: Die Basler an dem Truppenzusammenzug bei der Luziensteig im September 1858, 1903.
His Eduard: Basler Handelsherren des 19. Jh., 1929; Basler Staatsmänner des 19. Jh., 1930; Basler Gelehrte des 19. Jh., 1941; Ratsherr Andreas Heusler ...; Basler Zeitschr. f. Gs. und Altertumskunde, 1929 (Briefwechsel mit A. Ph. v. Segesser).
Huber Hansjörg: Die Landesverteidigungskommission, 1960.
Iselin F. Emmanuel: Nekrolog Heinrich Iselin-Weber, Basler Jahrb. 1956.
Iselin-Merian Felix: Nekrolog Isaak Iselin-Sarasin, Basler Jahrb. 1931.
Kaegi Werner: Jacob Burckhardt, eine Biographie, Band 3, 1956.
Kern J. C.: Politische Erinnerungen, 1887.
Koelner Paul: Die Basler Stadtgarnison, Basler Zeitschr. f. Gs. u. Altertumskunde 1907, 1909.
Kriegsgeschichte, Schweizer.
Lüem Walter: Probleme der schweiz. Landesbefestigung von 1860–1914, 1955.
Maag Albert: Geschichte der Schweizertruppen in neapolitanischen Diensten 1825–61, 1909.
Mechel Hans von: Erinnerungen an Oberst Heinrich Wieland, 1896.
Mettler Eric: Oberst Johannes Wieland 1791–1832, 1944.
Militäralmanach, Schweizerischer, 1843–45.
Muralt J. von: Die Manöver der schweizerischen Armee, 131. Neujahrsbl. d. Feuerwerkerges., Zürich 1939.
Pettermand A. C.: Jugenderinnerungen aus der Kriegszeit 1870/71, Basler Jahrb. 1933.

Rapold Hans: Strategische Probleme der schweizerischen Landesverteidigung im 19. Jh., 1951.
Schweizer Eduard: Eine Reihe von Arbeiten über die Trennung von Basel-Stadt und -Land, in: Basler Zeitschr. f. Gs. u. Altertumskunde 1930–47.
Secrétan E.: Die Militärorganisation von 1874 in: Die Schweiz im 19. Jh., 1899.
Senn Hans: General Hans Herzog, 1945.
Siegfried Paul: Basel im neuen Bund; Basel und der erste badische Aufstand; Basel während des zweiten und dritten badischen Aufstandes, Basler Neujahrsblätter 103, 104, 106, 1925, 1926, 1928.
Vetter Rudolf: Die Basler Militärbibliothek, Basler Stadtbuch 1962.
Vischer W.: Nekrolog Karl Köchlin, Basler Jahrb. 1915.
Weiß Otto: General Dufour als Heerführer, 1939; Die Wehrbereitschaft des schweizerischen Bundesstaates zwischen 1848 und 1918, 1942.
Werner Kurt: Die Anfänge der schweizerischen Landesbefestigung 1815–60, 1946.
Wieland Alfred: Die militärischen Maßnahmen von Basel Stadt in den Dreißigerwirren des 19. Jh., 1911; Die Generalswahl von 1914 (Vortrag Hist. Antiqu. Ges. 9.1. 1939).
Wieland Carl: Das Jägerbataillon 55 von Baselstadt 1841–52, 1886.
Wille Ulrich: Die Entwicklung der Manöver in unserer schweizerischen Milizarmee, Neujahrsbl. d. Feuerwerkerges., Zürich 1903; Bericht an die Bundesversammlung über den Aktivdienst 1914/18.